Haut ihm!

Kriegsbilder

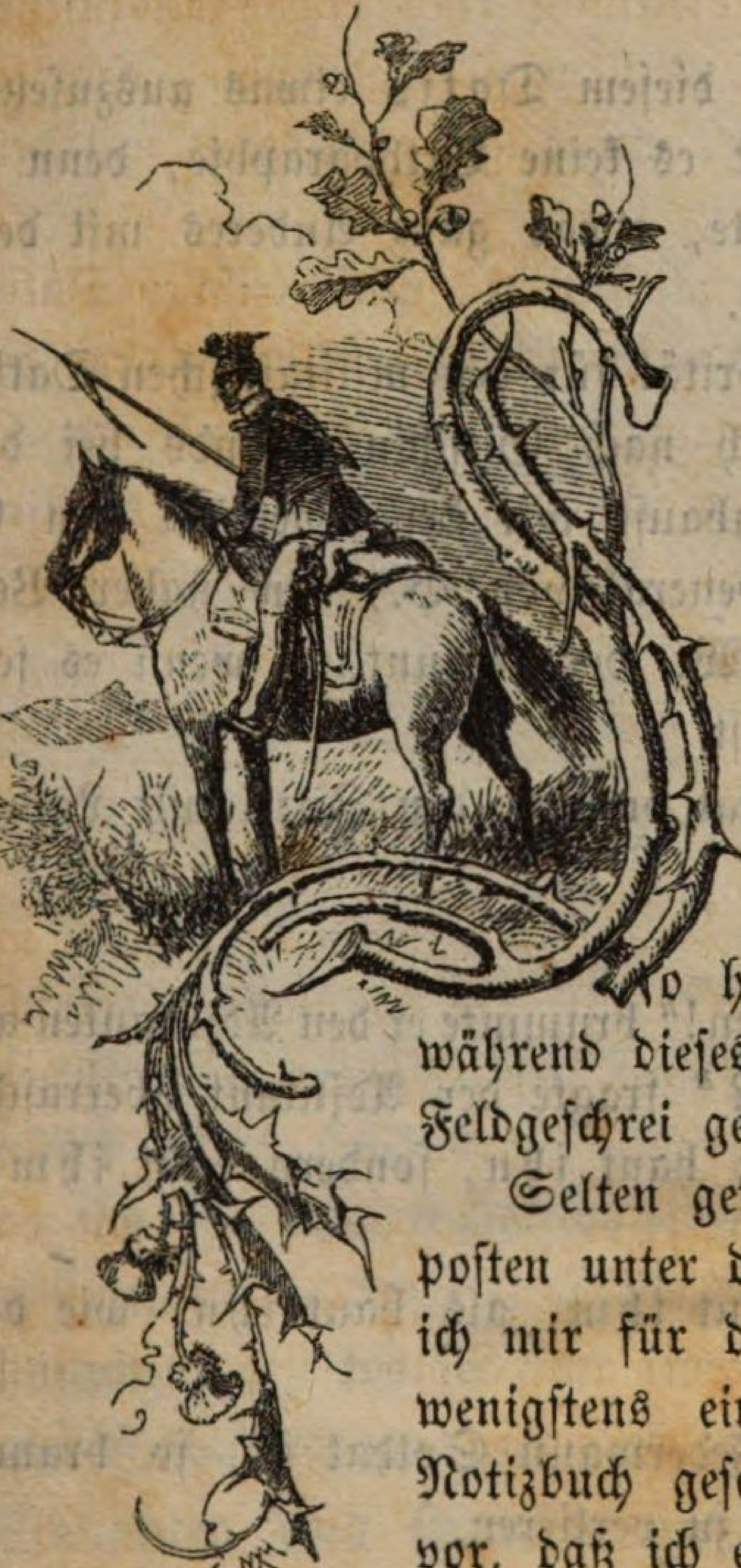
von

Hans Wachenhusen.

Dritte Auflage.

Berlin.
Hausfreund-Expedition (E. Graetz).
[1871]

Haut ihm!



So hat wohl an die tausend Mal während dieses Krieges die Losung oder das Feldgeschrei gelautet.

Selten geschah es, daß ich bei den Vorposten unter den merkwürdigen Devisen, die ich mir für die ganze Woche notirte, nicht wenigstens einmal „Haut ihm!" in mein Notizbuch geschrieben hätte. Und kam es vor, daß ich einmal die Parole nicht wußte, so antwortete ich dem Posten auf gut Glück „Haut ihm!" und ich bin in der That verschiedene Male damit durchgekommen.

„Haut ihm — Erbswurst!", „Haut ihm — Sauerkraut!", oder umgekehrt „Waterloo — haut ihm!", „Speck und Klöße — haut ihm!", so ging das immerfort, wenn es nicht einmal „Vergißmeinnicht — Hasenfuß", oder „Fauler Kopp — Anton" hieß.

Haut ihm! aber war immer die Lieblingsparole, der es nur das „Hat ihm schon!" allenfalls an Popularität gleich zu thun vermochte.

Grammatiker werden an diesem Dativ etwas auszusetzen haben. Aber im Kriege giebt es keine Orthographie, denn es ist, wie der alte Blücher sagte, etwas ganz Anderes mit dem Sabel als mit dem Schnabel.

Ich habe auch eine Autorität für den militairischen Dativ. Im Jahre 1866 saß ich nach Gitschin Abends bei den Vorposten vor einem Bauernhause mit dem General von C. Diesem gegenüber saß der General von B., ein naher Verwandter des Feldmarschall v. W., der bekanntlich, wenn es sein muß, immer für den Dativ ist.

Man brachte dem General von B. den Zettel mit Losung und Feldgeschrei.

Der General las.

„Das ist falsch geschrieben!" brummte er den Adjutanten an.

„Wie so, Herr General?" fragte der Adjutant überrascht.

„Das muß nicht heißen: haut ihn, sondern haut ihm!" antwortete der General.

Also ist es richtiger: haut ihm, als haut ihn, wie das jeder Soldat zugeben wird.

Und da heut zu Tage Jedermann Soldat ist, so brauche ich darüber weiter kein Wort zu verlieren.

I.

Schwert und Feder.

Mir ist zu Muthe wie nach einer durchwachten Nacht, wenn ich, soeben zurückkehrend, an den Krieg in Frankreich denke, wenn ich im Geiste alle die blutigen Scenen wieder an mir vorüberziehen lasse und wenn ich hier und dort, bald in einer Schlucht, bald an einem Abhang, bald auf Feld oder Wiese ein Kreuz sehe, wo ich einen der Braven fallen, verbluten und sterben sah, mit dem ich so manch herzliches Wort getauscht, manch Lied gesungen, manch Glas geleert.

Es ist eine melancholische Revue, die ich im Geiste passiren lasse, denn so Viele, die lustig und kampfesdurstig hinauszogen, die so flott im Sattel saßen, so übermüthig den Säbel schwangen, ich fand sie später während der Schlachten und Gefechte auf kalter Streu, die Kugel in der Brust, den Tod im Auge; ich fand sie im Lazareth, den Schmerz in den Eingeweiden, die Kameraden beneidend, die noch an der Loire fochten, während sie im stillen Krankenzimmer den Signalen der Vorüberziehenden lauschten.

Aber es ist auch eine stolze Revue von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, hin über die Leichenhaufen

der Feinde, durch die Städte und Festungen bis vor das neue Babylon, überall mit glorreichem Banner, überall niederwerfend was sich der deutschen Brust entgegenzustemmen versuchte, überall Sieg und immer wieder Sieg.

Viel Wasser ist seit Beginn des Krieges ins Meer geflossen, viel Blut hat den welschen Boden getränkt von der Wacht am Rhein bis zu unserm letzten Posten am Meeres-Strande des Canals, aber in dieser kurzen Spanne Zeit hat sich vollendet, was Jahrhunderte umsonst versuchten; in diesen wenigen Monden erstand das neue deutsche Reich, wuchs vor der erstaunten Welt ein Riese auf, vor dem sie erzitterte. Denn zum ersten Male seit bald sechszig Jahren lernte und übte Deutschland seine Kraft, um einen Gegner zu Boden zu schleudern, dessen lange Herausforderungen es mit Lammesgeduld ertragen, der nach Blut und immer wieder nach Blut schrie in all der Selbstüberhebung, in der ganzen Blindheit, mit welcher Gott Denjenigen schlägt, den er verderben will.

Der Krieg ist zu Ende, der Preis in unsern Händen. Wie sie sonst nach unserm Rheine schrien, werden sie jetzt nach der eigenen Mosel schreien, an deren beiden Ufern der Reichskanzler ihnen jetzt zwei große Schröpfköpfe auf den Nacken gesetzt, ihre eigenen Festungen Metz und Straßburg. Der Kampf ist zu Ende und jetzt sammeln sich die Boten des Landes im Reichsrath, um das neue Reich auch im Innern zu construiren.

Aber um des Himmels willen, redet jetzt nicht so viel! Macht's kurz wie Moltke, denn hätte auch der so lange gefackelt, der Krieg spielte immer noch weiter. Sagt

und schreibt: „Wir sind einig im Glauben an einen Gott, in der Treue für einen Kaiser; wir geben Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist!" und dann geht nach Hause, damit ihr nicht wieder in den alten deutschen Fehler verfallt, in welchem wir uns über ein halbes Jahrhundert hindurch gegenseitig Löcher in den Kopf geredet, anstatt sie dem Erbfeind in den seinigen zu schlagen. Macht's kurz, denn wir brauchen keine Reden hinter den Thaten, und die Schwätzer und Maulmacher sind es ja immer gewesen, die alle Schuld an unserm deutschen Jammer getragen! Sagt auch nicht alle Tage auf allen Kathedern: „Was sind wir jetzt für eine große Nation!" sondern handelt wie eine solche. Schreibt uns in Kürze die ganze deutsche Reichsverfassung und dann Punktum, streu Sand drauf!

Wenn man mir während der ersten Wochen, nachdem unsere Truppen die Grenze überschritten, gesagt hätte, wir seien, an die fünfmalhunderttausend deutscher Truppen, zu einem militärischen Wettrennen mit blutigen Hindernissen ausgezogen, so wäre mir nichts begreiflicher gewesen als das.

Keine Ruh, keine Rast; keine Erholung, kein Schlaf! Vorwärts, immer vorwärts, von Spicheren und Wörth bis Sedan; über den Rhein, über die Mosel, über die Maaß, die Marne und die Seine, durch die Vogesen, die Ardennen und die Champagne, über die Berge, durch die Thäler, über die Festungen hinweg und über den stolzen Kaiserthron selbst, der an der Maaß zusammenbrach, vor

den Festungsring von Paris und in die Schnee- und Eisfelder der winterlichen, ungastlichen Loire, an den Meeresstrand von Havre und Dieppe und endlich in die liderliche Kaiserstadt — das war ein Marschiren und Campiren ohne Ende, ein Trommeln und Trompeten, ein Schießen und Donnern, daß Niemand zur Besinnung kam, außer dem Einen, der nächst Gott Alles leitete, Alles in seinem Kopfe hatte, unserm großen Strategen und Plänemacher, der wie ein Fuchs in der Fabel immer nur einen Streich im Sack hatte, aber mit diesem die Franzosen abfing, bis er sie alle in der Falle hatte.

Wie viel Schönes und Gutes hätte man damals aus der Mitte unserer Truppen erzählen können, wenn man nur die Zeit dazu gehabt hätte, und wenn man nur gedurft hätte. Denn wie war die Sache: war man den ganzen Tag hindurch nicht aus dem Sattel gekommen, um auf dem rechten Flügel, auf dem linken und im Centrum dem Gefechte beizuwohnen, so sank man Abends hundmüde zusammen, auf eine Streu, auf eine Matratze, gleichviel wohin. Und was die Ermüdung nicht that, das that der Rothwein, der einem schließlich ins Herz flüsterte: „Mach' die Augen zu, anstatt zu schreiben, denn morgen beim ersten Tagesgrauen steht Alles wieder marschbereit; morgen Mittag gibt's wieder eine Schlacht und morgen Abend wirst du viel gescheiter sein als heute."

Und richtig: am andern Morgen brachen die Bataillone wieder mit der Sonne auf. Andere waren um Mitternacht schon abmarschirt. Die Bivuaks leerten sich mit einem Schlage, die schönsten in Eile gefertigten Laub-

und Strohhütten zurücklassend, und vorwärts ging's, immer vorwärts, denn vor uns stiegen schon wieder die kleinen, unscheinbaren weißen Wölkchen auf, gleich Schäferwolken am blauen Herbsthimmel hin- und herschwimmend, und ein dumpfes Bumm! verkündete die heiße Arbeit unserer Batterien.

Kein Gedanke den ganzen schweren Tag hindurch an irgend welche literarische Arbeit! Hin und her wogte der Kampf; mit klingendem Spiel marschirten die Bataillone ins Gefecht, die Schwadronen hielten eng geschlossen bereit zum Einhauen, die Batterien bewegten sich vorwärts, Adjutanten und Ordonnanzen sprengten hin und her; Feuersäulen, schwarze Rauchwirbel stiegen zum Himmel, die Sanitätswagen gingen vor, die Krankenträger schleppten die Verwundeten aus dem Kampf. Wie steht's drüben? — Gut! — Wie steht's drunten? — So so! — Sind das unsere Batterien oder die des Feindes dort? — Man weiß es nicht! — Was bewegt sich dort am Abhang? — Unsere Reserven, die vorgezogen werden!

So gingen die Fragen in dem Wirrwarr des Kampfes. Die Kanonen donnerten, die Dörfer loderten in Flammen auf; die Colonnen trafen hier und dort auf einander und stundenlang knatterte das Gewehrfeuer. Die Granaten flogen mit ihrem wirbelnden Geheul über unsere Köpfe und plötzlich begann der Feind seinen gewohnten Lärm, sein Mitrailleusen-Gerassel, betäubend, verwirrend; dann, zurückgedrängt auf allen Punkten, machte er seinen üblichen letzten Vorstoß, seine ganze letzte Kraft zusammennehmend, um die deutschen Linien zu durchbrechen.

Gewöhnlich war dann schon die Dämmerung eingetreten. Das Lärmen und Rasseln schwieg. Der Feind zog sich zurück. Wir besetzten seine Positionen inmitten der zurückgelassenen Munitionskästen und lagerten unter dem Sternenzelt. Alles war vom Kampf ermattet, Alles blickte mit wunderbar wehmüthigem Gefühl auf das Schlachtfeld hinab, wo es still war bis auf die dunklen Gestalten der Aerzte und Krankenträger, die wol die ganze Nacht noch bei ihrer traurigen Arbeit bleiben mußten.

Die Truppe hatte kaum noch Lust zum Abkochen, denn Alles war ermattet. Zu den Sternen hinaufblickend, die so hell über uns blitzten, lagerte man sich wo eben Platz war, zwischen den Tornistern, den zerbrochenen Waffen, den Todten des Feindes, Gott dankend, daß wiederum ein heißer Tag gewonnen. Die Feldflasche ging umher. Zum Erzählen hatte Niemand viel Lust mehr. Man streckte sich aus zum Ruhen, und der Feind sandte wol noch mit einem Huihuihui ein paar Granaten über das Feld, die wie Irrlichter auf dem blutigen Erntefelde des Todes zerplatzend dahin hüpften.

Alles ward still. Die Lagerfeuer brannten, die brennenden Dörfer umher leuchteten wie große Fackeln, der Qualm stand wie ein großer Knäuel am Himmel, nur einzelne Signale und das Anrufen der Posten unterbrach die Stille der Nacht.

Da soll Einer noch was arbeiten, wenn alle Adern und Fasern noch beben von der Aufregung des Tages und die Nerven den gesprungenen Saiten einer Fidel

gleichen! Und doch muß es sein. Denn morgen gibt's wiederum was. Das eine und das andere Regiment ist dem Feinde schon nachgerückt, um ihn bei Tagesanbruch abermals anzugreifen; ein drittes ist im Begriff, eine weit ausholende Flankenbewegung zu machen und ihn in die Seite zu fassen. Man hat in der Ferne noch Gewehrknattern oder Kanonendonner gehört; es ist Fühlung behalten; der Feind kann nicht mehr entwischen.

So muß also heute, in der Nacht noch gearbeitet werden. Aber was war's denn heute? Wie war das Engagement, welche Regimenter waren im Kampfe gewesen, wie waren ihre Erfolge und was war das in der Dunkelheit nicht zu übersehende Resultat?

Ein Ritt, oft ein langer und mühseliger, zu den Commandos, um zu hören, wie die Sache bei ihnen verlaufen; dann zum Generalkommando, um die eigenen Wahrnehmungen zu ordnen, zu berichtigen. Und dann endlich um Mitternacht legt man sich in eins der verschont gebliebenen Häuser des brennenden Dorfes, in ein zertrümmertes, geplündertes Bauernzimmer, läßt sich vom Burschen noch einen Kaffee kochen an dem mit zerschlagenen Schubladen und Stuhlbeinen unterhaltenen Feuer, und beginnt zu sichten und zu ordnen, was heute geschehen, in fieberhafter Eile niederzuschreiben, was man etwa noch zu schreiben vermag.

Es ist das eine harte, schwere Beschäftigung, die viel Energie und Gesundheit kostet. Aber wer schriebe nicht gern und freudig, was von Deutschlands Ehre und Größe zu allen Zeiten reden wird!

Früh morgens erwacht man auf dem schmutzigen Lager. Kaum eine Stunde der Ruhe war's. Die Bataillone marschiren bereits. Also vorwärts!

Und wie ist's an andern Tagen? Wie ist's, wenn der flotte und lustige Vorpostendienst zu allerlei Schnurren und Tollheiten Veranlassung giebt! Die Feldwachen, die Patrouillen sind so anregend, so aufregend; es ist so interessant, die feindlichen Posten mit zu beschleichen, sich den Recognoscirungen anzuschließen, mit durch die Waldungen zu streichen hinter den einzelnen Bauerhäusern, hinter den Zäunen, in den Gärten, auf dem Bauche in den Chausseegräben zu liegen, den Feind zu beobachten und piff, paff! die blauen, bleiernen Käfer über sich hinweg schwirren zu hören.

Da ist viel übermüthige Soldatenlust, da ist der Schauplatz der Soldatenkniffe und Pfiffe in dem Beschleichen und Belauern, da ist so viel Spannung in den Replis, wenn die Meldungen der Feldwache und der Patrouillen kommen, und von da möchte man Denen erzählen, die zu Hause ängstlich auf Nachricht warten und für die theuern Angehörigen im Felde zittern.

Aber es geht nicht an; es darf nicht sein. Denn der Feind könnte dadurch erfahren, wo wir im Busch herumkrauchen; es könnte was verrathen werden, was der Feind nicht wissen darf, selbst wenn er es acht Tage später erst erführe. Man muß aus Vorsicht so schweigsam werden, daß man das Beste hinunterschluckt, um es später zu erzählen, leider aber auch wol zu vergessen, weil es durch andere Ereignisse im Gedächtniß verwischt wird.

Man mußte diese Verschwiegenheit so weit treiben, daß ich einmal, als ich von den Vorposten zu dem Diner eines commandirenden Fürsten kam und er nach Neuigkeiten fragte, die Antwort gab: „Hoheit, es ist draußen eben ein kleines Gefecht im Gange, aber sagen Sie nichts davon, damit es der Feind nicht erfährt!“

Man war so verschwiegen, daß ich, der ich im Schlafe zu sprechen pflege, mir selbst dies im Felde noch abgewöhnt habe.

II.

Das Vorspiel von Saarbrücken.

Das waren tolle, lustige Tage, die von Saarbrücken, jenes Vorspiel des Krieges, in welchem noch jeder Flintenschuß gezählt, jedes Zusammentreffen der Patrouillen wie ein welthistorisches Ereigniß, und der Füsilier Kraus, der den ersten Franzosen todt schoß, als eine historische Person betrachtet wurde.

Standen doch nur drei Häuflein kecker Infanteristen, drei Fähnlein der Ulanen in und vor Saarbrück, drei Compagnieen vom 2. Bataillon des 40. Hohenzollerschen Füsilier-Regimentes in Friedensstärke, und 3 Schwadronen

der 7. Rheinischen Ulanen — der Ulanen, mit deren Namen man wenige Wochen später schon in Frankreich die Kinder in den Schlaf scheuchte.

Und diese Handvoll Leute hatte vom Tage der Kriegserklärung ab bis zum 2. August den ganzen Vorpostendienst an der Grenze von Saargemünd bis gegen Saarlouis zu leisten! Sie demonstrirte vor dem Feinde Tag und Nacht, als ständen Tausende und Abertausende hinter ihr, während doch effectiv bis gegen den 6. August, den Tag von Spicheren, auf Meilen weit hinter uns kein Soldat zu sehen war.

Schien es doch die Absicht des Grafen Moltke zu sein, uns auf diesem verlorenen Posten als enfants perdus hinzustellen! Die Truppenzüge gingen in Massen über Neustadt und Landau in der Richtung auf Weißenburg; nur das Rhein-Nahe-Thal blieb still; nur uns brachte Niemand Kunde von dem Anrücken der Unsrigen. Wir schienen vergessen, obgleich das Auge der ganzen Welt auf dieses kleine Häuflein gerichtet war, ehe der große Krieg losbrach. Und dennoch zeigte uns der General Moltke, daß er an uns dachte, denn der Telegraph spielte ununterbrochen zwischen dem großen Generalstab in Berlin und dem Vorposten-Commandeur in Saarbrücken; jede kleinste Recognoscirung wurde von Berlin aus befohlen, — aber von Verstärkung war keine Rede.

Ich erinnere mich des Momentes, da ich von einer Tour nach Weißenburg an der französischen Grenze entlang am 28. Juli Abends nach Saarbrücken zurückkam.

„Haben Sie denn noch immer keine Truppen gesehen?“ fragte mich Alles gespannt.

„Ja wohl! In Neunkirchen!“ Der Eisenbahnstation vor Saarbrücken nämlich.

„Wie viele sind's?“ rief man gespannt.

„Vier Pionniere! Sie zimmern im Bahnhof die Rampen für die Pferde.“

Allgemeine Enttäuschung.

Ein Jeder sah den Moment kommen, wo die Franzosen, die sich uns gegenüber unter dem General Frossard zu mindestens drei Divisionen schon gesammelt, unsre drei Compagnieen aus Saarbrücken hinaus werfen würden. Die arme, geängstigte Bevölkerung der Stadt legte sich ja jeden Abend schlafen in der Ueberzeugung, während der Nacht oder im Morgengrauen von den Franzosen überrumpelt zu werden, und schließlich war ja auch gar kein Gedanke daran, daß diese paar Mann bestimmt seien, die Stadt zu halten. Das Dorf Dudweiler war ihnen als Rückzugspunkt für den sichern Fall eines Angriffs befohlen und dort lag auch das Gepäck unsrer Vorposten, so daß, — so zu sagen — der Commandeur erst seine Ordonanzen nach Dudweiler senden mußte, wenn er das Hemde wechseln wollte.

Aber gerade deßhalb war's hier so lustig. Die Spannung erhielt uns Alle in Athem. Die Compagnieen waren immer in Alarm, die Schwadronen ebenfalls. Casernen gab's nicht mehr, nur Alarmhäuser und Lazarethe. „An die Gewehre!“ lautete der Befehl Tag und Nacht und war ein Zug, eine Compagnie eben ermattet von einer Recognoscirung in den Höfen und Ställen der Alarmhäuser auf die Streu gesunken — piff! paff! ging's

draußen am Exercierplatz bei der Deutsch=Mühle am Drahtzug, auf der Folster Höhe, bei St. Arnual. Die Stafetten sprengten von Brebach, von Burbach herein. Die Ulanen saßen auf, die Compagnie trat an, denn der Feind war bald hier, bald dort über die Grenze gegangen, hatte in Gersweiler einen flüchtigen Besuch gemacht, um Brot und Wein zu kaufen, hatte die Kartoffelder geplündert oder ganze Salven auf eine einzelne Vedette gegeben.

Es war nie was Großes, nichts als Neckerei. Aber man bekam dabei nicht die Kleider vom Leibe. Man schlief wie ein Hase, höchstens mit einem Auge, und wenn selbst gar nichts los war, wollten die Grenzbewohner immer was Verdächtiges gesehen haben, das auf einen Ueberfall deutete. Und wenn selbst diese unbegründete Meldungen uns nicht beunruhigt, ward in Stiering drüben, in Forbach im französischen Lager so viel getrommelt und trompetet, sah man auf der Eisenbahn von Metz nach Forbach so große Züge hin= und herfahren, daß man auf der Hut bleiben zu müssen glaubte. Man konnte ja nicht wissen! Es war hier der richtige kleine Krieg; die ganze Grenze, einige hundert Schritte vor uns, war ein einziger Busch auf Berg und Thal, in dem es fortwährend herum„krauchte," in dem man gegenseitig Versteck spielte und aus dem die Franzosen sich nur herauswagten, um auf unsre Patrouillen ganze Salven zu geben und sich dann wieder zu verstecken.

Ich habe in dem ganzen Kriege unendlich viel Großes und Schönes gesehen, bin bei allen Schlachten zugegen gewesen mit Ausnahme von Weißenburg und

Wörth, die ich nicht mit erleben konnte, weil ich bei den Affairen von Saarbrück und Spicheren am 2. und 6. August war. Trotzdem ist mir nach all diesem Blutvergießen, nach all den mörderischen Tagen dieses Vorspiel eine Lieblings-Erinnerung geblieben und aus dieser taucht namentlich die Person des Commandeurs, Oberstlieutenant von Pestel hervor, der mit einer bewundernswerthen Ruhe und Entschlossenheit diesen so gefährdeten Posten behauptete, bis er seiner Ordre gehorchte und sich vor dem Ueberfall am 2. August nach heldenmüthiger Gegenwehr zurückzog.

Der Verlauf des ganzen Krieges hat uns gezeigt, daß jede andere Truppe ihre Aufgabe ebenso tapfer gelöst haben würde, wie das 2. Bataillon des 40. Regiments und die 3., 4. und 5. Schwadron des 7. Rheinischen Ulanen-Regimentes. Beide hatten hier aber die Ehre, die ersten zu sein, welche mit dem Feinde anbanden, und sie thaten es mit einer Keckheit, welche ganz Europa bewunderte.

Ganz Europa durfte damals freilich nicht wissen, wie schwach unser Häuflein in Saarbrücken sei, denn mit ihm hätten es auch die Franzosen gewußt. Allerdings war anzunehmen, daß sie über unsre Schwäche nicht im Unklaren sein konnten, denn an der Grenze, wo die beiden Bevölkerungen wie Essig und Oel durcheinander schwimmen, ohne sich wirklich zu vermengen, giebt es gefällige Spione genug. Schon der Umstand, daß eine Anzahl deutscher Grenzbewohner drüben in französischen Fabriken arbeitete, machte diesen durch die Gewohnheit der Dienstbarkeit

den Verrath sehr leicht. Manche hatten drüben auch Familien-Bande, die sie ihre Nationalität vergessen ließen, und endlich war die waldige Grenze nicht so genau zu bewachen, daß die Spionage unmöglich gewesen wäre. Der General Frossard mußte also wissen, daß ihm nur einige Compagnieen vor der Nase demonstrirten. Wenn er nicht früher angriff, so bewies dies nur, daß die französische Armee durch die Kriegserklärung ihres eigenen Souverains überrascht worden und hiervon überzeugten wir uns im Laufe der wenigen Wochen, welche unter fortwährenden Scharmützeln verliefen.

Weder für Verproviantirnng der Truppen, noch für Kriegsmaterial war drüben bei den Franzosen gesorgt.

Die Intendantur der französischen Armee zeigte sich gleich zu Anfang in der Unfähigkeit, in ganz derselben schlechten Organisation, welche der Armee im Laufe des Krieges so verhängnißvoll werden sollte. Die Divisionen wurden an die Grenze geworfen, aber dort zur Unthätigkeit verdammt, da sie bei einem Ueberschreiten derselben ihrer Unterhaltung wegen zu dem ärgsten Raubwesen gezwungen gewesen wären, und dies war ihnen untersagt. Napoleon, der Ueberzeugung, er brauchte nur in Deutschland einzurücken, um die preußische Armee vor sich davon laufen und die Süddeutschen die Arme ausbreiten zu sehen, hatte die Idee, die Deutschen gleich durch Liebe zu fesseln. Er wollte die Lande, welche er zu behalten gedachte, gleich für sich gewinnen und hatte demgemäß die strengste Ordre gegeben. So also mußten seine Divisionen einestheils auf das nothwendigste Kriegsmaterial, andrerseits auf Pro-

viant warten, und so verstrich der französischen Armee eine kostbare Zeit, welche der deutschen Mobilmachung — wie unglaublich schnell sie auch geschah — zu statten kam.

Wir wußten damals den Teufel, warum man drüben zögerte. Die Spannung war groß; Jeder dachte nur mit Besorgniß an die Möglichkeit, daß der Feind an dieser Stelle nach Deutschland hinein dringen werde; es galt also, sich ihm so groß und fürchterlich wie möglich zu zeigen.

Mac Mahon, der Held von Magenta, hieß es, sei in Metz bereits eingetroffen, und jetzt werde der Tanz also losgehen. Mac Mahon, Herzog von Magenta! Wie deutlich ich mich seiner aus jener Schlacht entsinne! Er hatte es so wohlfeil, den Oesterreichern von Turbigo in die Flanke zu fallen. Giulay, der Höchstkommandirende, hatte damals drei unberührte Armeecorps zu seiner Disposition, die wenige Stunden von ihm entfernt standen. Als General Clam-Gallas ihm eine Ordonnanz nach Rosate schickte, um schleunige Hülfe bittend, saß der seelenruhige Generalissimus beim Frühstück, drehte sich über seiner Serviette den sorgfältig gepflegten Schnurrbart und antwortete dem staubbedeckten, athemlosen Ordonnanz-Offizier:

„Herr Lieutenant, Sie werden Appetit haben! Setzen Sie Sich!"

„Excellenz, ich muß schleunigst den Bescheid zurückbringen; es ist Gefahr im Verzuge! Die Zuaven drängen über die schlecht gesprengte Brücke vor!" wagte der arme Lieutenant zu erwidern.

„Sie werden den Bescheid erhalten! Speisen Sie mit mir!“

Der Lieutenant frühstückte, während ihm das Herz die Kehle verstopfte, und Giulay sandte, wenn ich nicht irre, eine Brigade zur Hülfe.

Also hatte es Mac Mahon so wohlfeil, Duc de Magenta zu werden, weil er gerade noch zur rechten Zeit kam, um den bereits von den Oesterreichern umzingelten Napoleon heraus zu hauen.

Mit Mac Mahon als Befehlshaber des ersten französischen Armeecorps konnte der Tanz also losgehen.

Die kleinen Plänkeleien zwischen den Vorposten wiederholten sich seit der Uebergabe der officiellen Kriegserklärung. Unsere Posten waren auf französisches Gebiet übergegangen und hatten einige Schüsse mit den französischen gewechselt. Diese hatten den Besuch erwidert. Hatten die Franzosen uns ein paar Gränzbeamten abgekniffen, so hatten wir ihnen einen Zuaven abgefangen, der sorglos sein Gewehr hingestellt und in's Wirthshaus gegangen war, aus bloßer Renommage, um den Preußen zu zeigen, wie wenig er sich aus uns mache. Einen Tag darauf hatten unsere Posten einen Chasseur vom Pferde geschossen, und was dergleichen Kleinigkeiten waren, mit denen man einen Krieg zu eröffnen pflegt.

Inzwischen kam die Nachricht, die Franzosen seien von Sierck aus bei Perl, sechs Stunden von Trier, über die Gränze gerückt. Ihrer Fünfzehnhundert ständen auf preußischen Boden. Ich nahm also den nächsten an der Gränze entlang gehenden Train, um über Saarlouis Trier

zu erreichen, in der festen Ueberzeugung, die Franzosen bei Gersweiler, oder „auf dem Gau“ beobachten zu können, da die Gränze nur eine halbe Stunde hinter der Waldung lag. Ich habe aber keinen einzigen gesehen, und als ich nach Tier kam, waren die Franzosen vor unseren Husaren wieder über die Gränze zurückgegangen.

In der alten heiligen Stadt schien's aber nichts Besonderes geben zu sollen. Es ist das hier so eine Art Sackgasse, ein Winkel, der durch Luxemburg und Belgien gedeckt wird. Die Eisenbahnzüge waren hier jedesmal gefährdet, eine einzige über die Grenze gehende feindliche Patrouille konnte die Züge molestiren. Und doch begnügten sich die Franzosen, von der Höhe auf die vorübersausenden Trains zu feuern.

Der interessanteste Punkt von Saarbrücken war der vielerwähnte Exercierplatz. Steil hinauf führt von der Stadt ein Hohlweg zu diesem Platz, und dieser die Gegend nach Norden und Süden beherrschende Punkt war das Observatorium sowohl der Saarbrücker Bevölkerung, als unserer Feldwachen. Von hier aus beobachteten wir ein kleines vorgeschobenes Zeltlager der Franzosen am Drahtzug; von hier aus blickten wir auf die „Goldne Bremm“, ein isolirt an der Forbacher Chaussee stehendes Wirthshaus, auf das Zollhaus hinab, wo die Chasseurs à cheval regelmäßig wie langsame Perpendikel hin und her über das Feld, zur Lisière und zurück zur Chaussee patrouillirten. Von hier aus blickten wir auf das Eisenwerk Stiering hinab, in welchem der äußerste feindliche Vorposten lag, auf den über Stiering hinausragenden Thurm von For-

bach und nach Norden auf die Brücke von Burbach, und von hier aus beobachteten wir endlich die französischen Infanterie-Posten, die sich am Abhang der Spiecherer Höhe zwischen den Bäumen und Sträuchern bewegten und uns zuweilen ihre Kugeln herübersandten.

Zu unseren Füßen sahen wir auch in den sich zum Zollhaus hinabsenkenden Feldern die schwarzweißen Fähnchen unserer Ulanen, auf welche der im Busch versteckte Feind oft dreißig bis funfzig Kugeln zugleich abschoß; wir sahen die Rothhosen, wie sie unter diesem Feuer sich auf die Kartoffelfelder herauswagten, um sich die Taschen voll zu stecken und ihren Hunger zu beschwichtigen; wir sahen zuweilen einige Generals-Uniformen, die neugierig zwischen den Bäumen umherstrichen, um unsere Position zu prüfen; endlich sahen wir von hier oben jeden Morgen nach acht Uhr die Ablösung der französischen Posten, die sich immer durch eine Staubwolke auf der Chaussee verkündete.

Die Sache zog sich in die Länge. Es waren bald vierzehn Tage in täglicher kleiner Knallerei verstrichen und die immer wiederkehrenden Meldungen, der Feind schlage Brücken, der Feind sei da und dort in großen Colonnen gesehen, bestätigten sich selten.

War ich nicht oben bei der Feldwache, so saß ich vor dem Alarmhause der Ulanen im Schatten der Platanen des Ludwigsplatzes, von welchem aus, an dem Alarmhause der Vierziger vorüber, die Straße steil zum Exercierplatz hinaufstieg.

Eines Sonntags saßen wir also wieder in unserem Alarm-Casino. Wir waren einverstanden, es müsse den Franzosen doch recht langweilig sein, immer dieselben Ulanen,

dieselben Vierziger vor sich zu sehen, von denen sie schon jeden Einzelnen im immer wieder auf sie zurückkehrenden Patrouillen-Dienst persönlich kennen müßten. Es ward also eine kleine Maskerade beschlossen.

Alsbald zog eine Cavallerie-Patrouille aus der Kaserne mit weißen, steifen Papierkragen, ohne Lanzen, sonst aber ziemlich ulanenartig. Wir lachten. Die Cavalleristen saßen so steifleinen wie möglich in ihren Sätteln.

Bald darauf zog eine andere Patrouille aus der Kaserne — Dragoner; nicht ganz reglementsmäßig, aber aus der Ferne ziemlich dragonerhaft. Sie hatten Pickelhauben auf den Köpfen und den Säbel in der Hand.

Die Bürgerschaft von Saarbrücken legte die Hand über die Augen, um sich die sonderbaren Dragoner anzusehen.

Endlich kam noch eine andere Cavallerie-Waffe: Kürassiere, leibhaftige Kürassiere mit blanken Helmen auf den Köpfen und weißen Röcken. Nur der Pallasch und das Lederzeug waren nicht so ganz in der Ordnung.

Die Leute standen auf der Straße und betrachteten sich die sonderbaren Kürassiere. Die Bürgerschaft schüttelte die Köpfe, denn die drei Schwadronen lagen hier ja seit lange in Garnison, sie kannte also jeden einzelnen Cavalleristen. Die Dienstmädel riefen, das Gesicht ihres Liebsten erkennend:

„Herr Gott, wie sieht denn der Ludwig, der Fritz, der Heinrich aus! Er hat ja einen Feuerwehrhelm auf dem Kopf!“

So war es. Rittmeister v. L. hatte funfzig blanke

Feuerwehr=Helme von der Stadt requirirt, seine Ulanen in weißen Stallkitteln aufsitzen lassen, ihnen die Säbel in die Hand gegeben und so präsentirte er den feindlichen Posten die allerneuesten preußischen Kürassiere.

Die Stadt lachte. Die Sache wird den Franzosen jedenfalls verrathen worden sein, denn es herrschte hier früher ein so freundnachbarlicher Verkehr, daß die Ulanen=Offiziere von Saarbrücken nach Forbach zu den Bällen eingeladen wurden. Die Kürassiere imponirten aber auch unseren eigenen Feldwachen, denn eine derselben, die aus Irrthum nicht benachrichtigt worden, gab sogar Feuer auf die weiße Patrouille, glücklicherweise ohne zu treffen.

Einige Tage darauf traf wirklich der Abwechselung halber ein Zug der neunten Trier'schen Husaren in Saarbrücken ein. Man hatte das Bedürfniß, diese neue Gattung sofort dem Feinde vorzustellen, um ihm zu zeigen, daß wir so arm nicht seien. Lieutenant K., der Ordonnanz=Offizier, führte den Husaren=Lieutenant gleich zum Exercierplatz hinauf an die denselben begränzenden Pappeln, unter welchen unsere Feldwache lag, und instruirte ihn, mit seinen Reitern das Kartoffelfeld am Abhange abzustreichen. Die Husaren folgten dieser Instruction. Kaum aber zogen sie am Abhange dahin, als auch die Kugeln über die Terrain=Senkung von der Spicherer Höhe herüberpfiffen. Die Husaren, noch neu und ungewohnt, machten also daß sie davon kamen.

Ganz ebenso wars, als am 1. August der General v. Gneisenau zur Inspection der Stellung eintraf und am Winterberg entlang ritt. Die Kugeln schlugen zu den

Füßen seines Pferdes ein. Die Franzosen hatten ja eine wahnsinnige Lust am Schießen und gaben ihre Schüsse immer in ganzen Salven ab, als koste das Pulver kein Geld, oder als wollten sie wenigstens geschossen haben, ehe man als Sieger in Deutschland einziehe. Dies bewog sie denn auch eines Nachmittags, auf einen deutschen Miftwagen ganze Salven abzugeben, dabei die Pferde zu tödten und den unschuldigen Kutscher zu verwunden.

Den 26., 27. und 28. Juli hatte ich, wie erwähnt, zu einer Recognoscirung die bairische Grenze entlang benutzt. Ueber Landau nach Neustadt zurückgehend, erfuhr ich, hier am Nachmittag eintreffend, Saarbrücken werde von den Franzosen bombardirt, die ganze Stadt stehe schon in Flammen.

Den Militärzug benutzend kam ich um 9 Uhr Abends in Neunkirchen an, von wo aus das Thal von Saarbrücken zu übersehen ist. Alles war still und dunkel. Ein Gensd'arm erzählte mir, die Franzosen hätten allerdings zwanzig Granaten auf den Exercierplatz geworfen, von welchen eine das kleine Wirthshaus „Bellevue" auf dem Platz getroffen.

Der Feind hatte eine Batterie auf der Spicherer Höhe errichtet, die er jedoch später zum Schein wieder zurückzog.

Alles sprach dafür, daß das kleine Vorspiel demnächst zu Ende gehen und das große Drama beginnen werde. Es war gar zu viel Lärm drüben im feindlichen Lager. Die Eisenbahn von Metz brachte Tag und Nacht große Züge. Wir wußten, daß uns volle drei Divisionen gegenüber standen, die ihr Material und Proviant an sich zogen. Wenn ich Abends im Hotel zur „Post" mit meinem

hochverehrten Freunde dem Commandeur, damals noch Major, von Pestel und seinen Officieren zusammen saß, ward unsre Lage immer ernster besprochen; die Meldungen der Staffetten wurden selbst des Nachts häufiger und drängender; es war die ganze Nacht hindurch ein ununterbrochener Hufschlag vor dem Hotel, ein Säbelgerassel auf der Treppe, daß an Schlaf nicht mehr zu denken. Der Commandeur mit seiner unerschütterlichen Ruhe beritt selbst des Nachts die Posten und kehrte erst im Morgengrauen zurück.

Der Commandeur hatte nur einen ihn beunruhigenden Gedanken: er hatte diese Position mit drei Compagnien (denn die eine des Bataillons war stets nach Brebach detachirt) und drei Schwadronen so lange gehalten und wollte dieses Vorspiel würdig abschließen. Wie war das aber möglich bei dieser Localität und mit einer Handvoll Leute! Man hatte zwar immer die Meinung verbreitet, die Franzosen fürchteten sich, in Saarbrücken einzuziehen, weil man ihnen gesagt, alle die Kohlenbergwerke seien mit Pulver und Petroleum gefüllt, um sie zu sprengen; aber dies Kindermärchen konnte sie doch nicht ernstlich zurückhalten.

Das Bataillon der Vierziger hatte allerdings seine Reserven inzwischen erhalten, aber was war das gegen drei Divisionen! Als die Sache bedenklich ward, bat Major v. Pestel um Verstärkung.

Wir saßen am Abend bei Tische, als General von Göben, der Commandeur des 8. Armee-Corps, telegraphisch meldete, er sende zwei Bataillone zur Aufnahme des einen in Saarbrücken stehenden. Großer Jubel am Tisch.

Eine halbe Stunde darauf kam eine Depesche vom Grafen Moltke, die alle Freude wieder zu Boden schlug. Das Bataillon sollte am andern Morgen von Saarbrücken abziehen, nur die Ulanen sollten hier Fühlung am Feinde behalten, und wie schon früher angeordnet, im Nothfall ihren Rückzug auf Dudweiler nehmen.

Tiefe Niedergeschlagenheit. Die Compagnien rüsteten sich zum Abzug und standen Morgens 8 Uhr marschbereit. Major v. Pestel, ein ebenso liebenswürdiger, wie fein gebildeter, in Kunst und Wissenschaften instruirter Offizier, klagte mir in der Nacht noch, wie weh es ihm thue, so davon zu gehen und die wahrhaft patriotische Stadt der Willkür des Feindes preiszugeben. Er setzte noch eine letzte Hoffnung auf die Vorstellung, die er dem General v. Moltke telegraphisch am Abend gemacht.

Und wirklich: um 8 Uhr Morgens kam Ordre, zu bleiben. Die zwei Bataillone sollten einige Stunden rückwärts zur eventuellen Aufnahme Stellung nehmen.

Die Freude war groß. War Saarbrücken auch gegen einen Angriff nicht zu halten, so war doch die Ehre dieser kleinen Schaar gerettet. Kecker flatterten die Fähnchen der Ulanen, lustiger marschirten die Füsiliere, wenn es auf Feldwache ging. General v. Moltke hatte an den „Oberst-Lieutenant" v. Pestel telegraphirt und am nächsten Morgen überreichte ihm auch General v. Göben seine Ernennung.

Unsre Freude sollte recht kurz sein. Was für Uebermuth hatten wir hier in und um Saarbrücken getrieben und wie sollte das Alles plötzlich so ernst werden, als der große Tanz begann!

Respect hatten wir vor den Franzosen vom ersten Tag ab nicht gehabt. Wenn das die große Armee war, die alle civilisirten Heere zum Frückstück verspeisen wollte, so hatte es keine Noth. Diese schlottrigen Burschen, die man als Gefangene einbrachte, die Zuaven in ihrem Affen-Costüm waren ein Gegenstand des Mitleids für unsere Jungen, und wenn die Ulanen die Chasseurs à cheval mit so krummen Rücken beim Zollhause hin und her reiten sahen, lachten sie über die unglücklichen Cavalleristen. Was unsern Leuten imponirte, war die Tragweite der Chassepots, mit dem man uns die Augen aus dem Kopf hätte schießen können, wenn sie nur zu schießen verstanden hätten. „Um Gotteswillen, wie macht ihr es, daß ihr immer in die Luft schießt!“ fragte ich einmal einen Gefangenen und gab ihm eins unsrer Gewehre in die Hand. Der arme Kerl nahm den Kolben unter den Arm, etwa wie wenn's zur Attaque mit dem Bajonett geht. Ich habe mich später überzeugt, daß viele der Chassepots beim Schuß einen Stoß geben, der es unmöglich macht, das Gewehr an die Backe zu legen. Uebrigens ist es die Gewohnheit der Franzosen, selbst auf der Jagd das Gewehr unter dem Arm zu nehmen und die Visiere sind auch danach gestellt. Auf der Fasanenjagd mag das allenfalls angehen.

Die ganze französische Armee war in der Taktik schändlich vernachlässigt. Sie kannte die peinliche Sorgfalt der Offiziere für die Mannschaft nicht, da diese sich lieber im Kaffeehaus oder mit ihren Maitressen beschäftigen; sie wußte nichts von unseren unermüdlichen Uebungen, hatte keine Ahnung davon, daß bei uns der Rekrut gar nicht

als Soldat zu gebrauchen ist, wie ihn der Himmel geschaffen. Muß doch jedes Glied erst in seinen Bewegungen ganz neu ein- und ausgerenkt werden, um es in das mathematische Ganze einzufügen, es in seinen Funktionen dem Commando mechanisch gehorchen zu lassen. Der Franzose lacht, wenn er in unserer Armee alte gediente Soldaten nach dem Commando des Unteroffiziers die eckigen, unschönen, lächerlichen Bewegungen einer Gliederpuppe machen sieht, und begreift nicht, wie ein menschliches Wesen, das doch Willen, Vernunft und sogar eine unsterbliche Seele im Leibe hat, sich so zum Popanz herabwürdigen lassen kann — die Folgen davon, die Wirkungen hat er zu seinem Schrecken begriffen. Wenn ich unsere Armee in Schlachtordnung sah, erschienen mir die Colonnen und Fronten immer wie die Wellen der Meeresbrandung, die heranrollen, majestätisch, unaufhaltsam, hier einem Felsen begegnen, dort an eine Klippe schlagen, aber über beide hinweg tosen. Und doch sind auch sie nur ein Tropfen an dem andern, ein einziges Ganzes, ein Guß, eine Welle, eine Masse.

Und wie übte man in Paris die Volkstruppen, als es sich nach Sadowa darum handelte, das System der allgemeinen Wehrpflicht einzuführen? Man exercirte die Leute an bestimmten Tagen mit Besenstielen, da man sich fürchtete, ihnen die Feuerwaffen in die Hand zu geben, und nur am Sonntage exercirten sie mit dem Gewehr, das danach wieder sorgfältig eingeschlossen ward.

Hätte man doch der Kassandra Frankreichs, dem Oberst Stoffel, geglaubt! Mir fällt immer das Wiener

Sprichwort ein: „Wärst nit aufi g'stiegen, wärst nit abi g'fallen." Napoleon selbst wollte offenbar den Krieg; er ist sein eigenstes Unglückswerk. Die Nation wollte ihn, weil sie der Ueberzeugung war, zu siegen, und sie siegte ja mit Miethstruppen, deren Blut nicht ihr eigenes Herzblut war!

Wir in Saarbrücken konnten dies am besten herausfühlen. Der Kaiser war gekommen, Lulu war auch dabei. Großer Lärm drüben im feindlichen Lager. Wir hörten vom Exercierplatz am stillen Abend das Gebrüll „vive l'empereur!" die Musik, den Jubel der Armee. Kein Zweifel: jetzt mußt' es losgehen!

Offenbar war Napoleon über die Bewegung unserer Truppen sehr schlecht unterrichtet, da er sich gerade hierher wandte, wo am wenigsten von unseren Truppen standen, während sich dieselben auf Weißenburg zu wälzten. Das Rhein-Nahethal hätte ihm viel Mühe verursacht und drüben an der bairischen Grenze drohte ja die Gefahr.

Wir hatten am Morgen des 2. August keine Ahnung, daß es gerade heute losgehen solle. Gegen acht Uhr kam der Commandeur mit dem General v. Gneisenau und einigen Artillerie-Offizieren zu uns auf den Exercierplatz. Beide verließen uns, um auch die Stellung bei Brebach in dem Eisenbahn-Thal zu inspiciren. Ich saß noch um 9 Uhr auf dem Rohrstuhl im Kartoffelfeld, bei unserer äußersten Schildwache, studirte Natur und beobachtete die feindlichen Wachen. Dann stieg ich hinunter zum Alarm-Casino, um einen sauren Frühschoppen zu trinken, denn der die Feldwache commandirende Offizier erklärte mir die

vor Forbach auf der Chaussee sich erhebenden Staubwolken als die Folge der gewöhnlichen französischen Ablösung.

Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel oder ein Erdbeben, das uns vom Stuhl wirft, ist nichts gegen den Moment, in welchem eine Husaren-Staffete von der Feldwache herabsprengte, das Pferd in einer solchen Hast parirte, daß es auf dem Steinpflaster vor unserer Bank fast zusammenbrach und nach dem Commandeur fragte. „Die Franzosen!" rief er athemlos und sprengte weiter.

Gleich darauf kam ein Ulan ventre-à-terre die steile Straße herab und meldete dem bei uns sitzenden Rittmeister von Le Fort, der Feind greife in ganzen Brigaden an.

Die Kanonen donnerten bereits. Wir sprengten auseinander. Die Infanterie-Offiziere eilten in ihr Alarm-Haus. Der Rittmeister ließ seine Schwadron aufsitzen. Ich eilte ins Hotel zu meinem Pferd. Wenige Minuten darauf war ich zur Seite der den Hohlweg hinauf reitenden Schwadron. Hier aber sausten die Granaten bereits über uns weg; wir mußten zurück auf den Alarmplatz. Zwei unserer Compagnien hielten die Höhen des Exercierplatzes eine Zeit lang gegen ganze Divisionen und zogen sich dann in das Thal.

Es war ein furchtbarer Wirrwarr in der Stadt. Ueber drei Stunden hielten sich die drei Compagnien gegen drei feindliche Divisionen, die von den Höhen und Abhängen auf sie hinab feuerten, den Exercierplatz mit 30 Kanonen und Mitrailleusen garnirten und eine furchtbare Kanonade auf die offene Stadt, namentlich auf den Eisenbahnhof der Vorstadt St. Johann eröffneten.

Ich habe diesen ersten größeren Gefechtstag des Krieges in meinem „Tagebuch vom Kriegsschauplatz“ ausführlich beschrieben und kann mich hier in den Details nicht wiederholen. Die Franzosen nannten den Tag eine „Einleitungs-Operation“. Wir haben sie indeß sehr bald wieder ausgeleitet.

Zum ersten Male hörte ich die Mitrailleusen, jenen scheußlichen Lärm, der mir und wohl jedem Andern während des ganzen Krieges so widerwärtig geblieben, nicht der Wirkung, sondern des Skandals wegen.

Einzelne Beispiele von unglaublicher Tapferkeit und Todesmuth charakterisirten schon damals unsere Armee. Der französische Bericht sagte selbst, von der kleinen preußischen Feldwache, die sich auf dem Exercierplatz eine halbe Stunde gegen den brigadeweise anrückenden Feind hielt, habe ein Soldat, als sich seine Kameraden schon zurückgezogen, noch dagestanden und ohne jede Deckung immer wieder Schüsse abgegeben, bis er endlich von 17 Kugeln durchlöchert zusammenbrach. Ich sah unsere paar Leute auf dem Exercierplatz und dem Winterberg auf dem Bauch liegen und unerschrocken gegen die Uebermacht der feindlichen Tirailleurs aushalten. Auch zweier Engländer, die mit der 7. Compagnie gerade auf Feldwache waren, muß ich erwähnen. Der eine von ihnen stand aufrecht da, von Kugeln umhagelt, während die Feldwache auf dem Bauche liegend tiraillirte. „Down! Down!“ rief ihm der Lieutenant G. zu. Der Engländer aber blieb stehen. Und als ihn eine Kugel in den Arm traf, griff er nach einem in seiner Nähe liegenden Zündnadelgewehr, legte an,

schoß einen Franzosen zusammen und duckte sich dann zu den Uebrigen nieder, als er sich gerächt zu haben glaubte.

Wenige Tage nach unserem Rückzuge begegnete ich dem Engländer auf einem Karren. Er wollte in Neunkirchen die Eisenbahn nehmen und sich in Deutschland pflegen lassen. Der Krieg hat also für ihn wohl schwerlich lange Dauer gehabt.

Der Gedanke, daß Saarbrücken in die Hände der Franzosen gefallen, erregte in unseren Soldaten große Wuth; namentlich die Ulanen hatten wohl manch Liebes dort, das sie nicht gern in französischen Händen wußten.

Auch Napoleon glaubten wir auf der Höhe über uns gesehen zu haben, und wirklich war er dabei gewesen. Man hatte ihm ein Wetterdach auf der Höhe errichtet, um ihn gegen die Sonne zu schützen. Lulu mag an diesem Tage schon sehr heldenmuthig zugesehen haben; denn auch er mochte gleich den Herrn Papa den Krieg wie ein schönes Spielwerk betrachtet haben, als sich beide bei Forbach hinter die Mitrailleusen setzten und Lulu nicht allein Kugeln sammeln, sondern auch eigenhändig eine Mitrailleuse abdrehen mußte. So gewöhnt man sich frühzeitig an die Helden=Carriere, die aber zuweilen ein schlechtes Ende nehmen kann. Ich glaube nicht, daß Lulu seitdem schon einmal gesagt hat: „Weißt Du noch, Papa, wie wir bei Saarbrücken Mitrailleuse spielten?"

Erst nach Beendigung des Krieges erfuhren wir durch einen französischen Militair=Arzt, wie Napoleon mit seinem ganzen Generalstab pomphaft in einem Extrazuge nach Forbach gefahren, um den Krieg in aller Feier=

lichkeit zu eröffnen, wie man etwa ein nationales Fest eröffnet.

Das kranke Kind ward mitgeschleppt und der ganzen französischen Nation verkündet, daß der prince impérial heute seine erste Waffenthat leisten solle. Das arme Wurm zitterte am ganzen Leibe, als man es zwang, ein Held zu sein, dem Kampfe an der Seite des Papa zuzuschauen, und war halb todt, als es sich an eine Mitrailleuse stellen und während seine Hand von einem General geführt wurde, das Geschütz abdrehen mußte. Vom Veitstanz befallen, ward das kranke Geschöpf an demselben Tage zurücktransportirt.

Eine furchtbare Wuth herrschte unter unsern Leuten, als die Franzosen uns aus Saarbrücken hinausgeworfen hatten. Indeß sie wurden stark durch Hin- und Hermärsche beschäftigt. Der Aufmarsch an der Mündung des Nahe-Thals vollzog sich eben. Die Truppen der damals Steinmetzschen Armee und die des Prinzen Friedrich Carl marschirten noch durch einander, ihre Dispositionen erwartend; so bewegte sich dies Alles durch einander.

Das ganze Terrain von Dudweiler und Quierscheid bis über Lebach hinaus zum Schwarzwalder Hochwald bildete fast ein einziges Bivouak. Um Saarbrücken wirklich zu halten, hätte man nur einige Tage hindurch die Truppen, die den mühseligen Marsch über den Hundsrücken gemacht, durch die Eisenbahn vorwärts werfen können; es lag aber, wie gesagt, in der Absicht, die offene Stadt eventuell preiszugeben und vorläufig das Nahe-Thal zu sichern.

Unsre Vierziger, als sie sich am 2. August aus dem Gefecht herauszogen und ohne jede Verfolgung langsam die Stadt verließen, waren in einer bösen Stimmung. Der Feind hatte sich begnügt, nur die Höhen über der Stadt zu besetzen; die Brücken nach der Vorstadt St. Johann waren noch verbarrikadirt und kein Franzose hat dieselbe überschritten, wenn nicht als Gefangener. Dahingegen fielen noch immer Flintenschüsse von den Höhen und dann und wann kam am Nachmittage noch eine Granate herüber geheult.

Was den Vierzigern in St. Johann irgend wie verdächtig aussah, ward von ihnen als Spion mitgeschleppt, und so passirte es denn, daß sie einige der besten Saarbrücker Patrioten mit sich nahmen, die am Abend wieder in Freiheit gesetzt wurden. Einen unschuldigen Engländer, der sich durch Boxen zur Wehre setzte und einem Soldaten auch wirklich eine Beule in den Kopf geboxt hatte, transportirten sie mit auf dem Rücken gebundenen Händen bis nach Dudweiler, wo er mit einem Goddam sich verabschiedete, und ebenso hatten sie den Maler G. erwischt, der sich vor den einschlagenden Granaten hinter einer Hausthüre beim Eisenbahnhofe Viadukt versteckt hatte, und den erhitzten Soldaten dringend verdächtig erschienen war. Sie hatten eben das Bedürfniß, ihre Wuth an irgend etwas auszulassen und da sie von den Plänen des General Moltke keine Kenntniß hatten, schimpften sie darüber, daß man sie so im Stich gelassen, während hinter ihnen alles von Truppen wimmle.

Als ich am nächsten Vormittag in Lebach beim

General-Commando des 8. Armee-Corps eintraf, hatte man auch dorthin einen sehr verdächtigen Gefangenen gebracht. Der General v. Göben lag mit seinem Stab in dem einzigen größeren Wirthshause des Städtchens. Als ich dasselbe betrat, war man eben im Begriff, den Gefangenen in's Verhör zu nehmen.

Es war ein Franzose, den man in Saarbrücken während des Gefechtes betroffen und festgenommen hatte, Monsieur Jeannerot, der Correspondent des pariser „Temps," der offen eingestand, er sei thöricht gewesen, sich nach Saarbrücken hinein zu wagen, sich im Uebrigen aber als Correspondent legitimirte.

Man war von Anfang an auf unsrer Seite vorurtheilsfreier gegen die Correspondenten, als man es während der ganzen Compagne auf französischer Seite gewesen ist. Ich habe nie gehört, daß man unsrerseits die französischen Correspondenten, wenn sie sich nicht besonders verdächtig gemacht, als Kriegsgefangene erklärt hätte, während die Franzosen die unsrigen in die Gefangenschaft schleppten, wo sie dieselben attrapirten, und sie auf's schnödeste behandelten.

General v. Göben betrachtete auch diesen Fall gleich von der richtigen Seite. Als er Jeannerot's Papiere gelesen, die ihn als früheren französischen Offizier und Mitredacteur des Temps legitimirten, ließ er demselben ein Frühstück serviren und gab Ordre, ihn danach zur Grenze zu escortiren. Mr. Jeannerot speiste auch sorglos mit dem größten Appetit. Da ich mit Nefftzer, dem Chef-Redacteur des Temps, bekannt war, gab ich ihm

meine Karte für diesen und bat, ihm trotz allem Krieg meine Grüße zu bestellen. Jeannerot hat diese auch ausgerichtet und den Preußen öffentlich für so viel liebenswürdige Behandlung gedankt.

Als er am Mittage von den Unsren bis gegen die Grenze geleitet wurde und zu den Seinen zurückkehrte, ging's ihm auch drüben nicht besser. Hatten ihn gestern unsre Soldaten als Spion ergriffen, so behandelten ihn die französischen Vorposten wiederum als einen solchen, erklärten seine Legitimation für falsch und transportirten ihn weiter, bis er endlich nach vielen Umständlichkeiten in Freiheit gesetzt wurde.

Seltsam genug sollte dieser Mann dem General v. Göben später noch einmal gegenüberstehen und zwar ebenfalls als General. Jeannerot trat, wie mir Neffzer später erzählte, als ganz Frankreich zu den Waffen griff, wieder als Offizier in die Armee ein und wurde Brigade-General in der Armee Faidherbe's, hütete sich aber diesmal, wieder in die Hände des jetzt die I. Armee commandirenden General v. Göben zu fallen. —

Böse Nachrichten kamen von Saarbrücken, während wir täglich in den elendesten Dorfquartieren umherlagen. Man erzählte von den scheußlichsten Brutalitäten, welche die Franzosen in der armen Stadt verüben sollten. General Frossard, hieß es, lasse die Bevölkerung schonungslos aussaugen, verlange täglich kolossale Natural-Lieferungen für seine Truppen, stolzire mit hohem Federbusch und in großer Uniform in der Stadt umher, veranstalte komödiantische Aufzüge, vertheile Proclamationen (von denen

wir allerdings schon eine Probe in dem Dorfe Gersweiler vor Augen gehabt) und seine Offiziere wie die Mannschaften behandelten die Einwohner mit der größten Gemeinheit.

Einzelne Vorfälle, deren Schauplatz Saarbrücken gewesen sein sollte, konnten uns allerdings das Blut in die Stirn treiben. Die französischen Soldaten sollten Nachts die Häuser erbrochen und die Frauen und Mädchen überfallen haben. Bei der Nachricht dachte so mancher Soldat an seinen Schatz, den er in Saarbrücken zurückgelassen. Wenn sich ein Franzose erfrecht hätte — !

Es ward so manches stille Gelübde gethan für den Fall, daß man wieder in Saarbrücken einrücken, und daß dies geschehen werde, galt als unzweifelhaft.

Auf den Hin- und Hermärschen begegnete ich in Heusweiler den 7. Ulanen wieder. Wie anders war die Stimmung, als ich dem Oberstlieutenant die Hand drückte, gegen damals! In dem Wirthshaus des Dorfes fand ich eine französische Zeitung, die von einem glänzenden Sieg über uns erzählte!

Im General-Commando wußte man, daß während vor dem Nahe-Thal sich unsre Truppen erst sammelten, der Kronprinz bei Weißenburg über die Grenze gerückt sei. Und wir hatten den Franzosen das Feld räumen müssen!

Da kam auch die Nachricht, der Kronprinz habe den Feind bei Weißenburg geschlagen. Und wir zogen noch immer hin und her, von Norden nach Süden, von Süden nach Norden. General Frossard machte keine Miene,

von Saarbrücken vorzugehen und uns anzugreifen, und wir unsrerseits waren noch immer zu schwach, um wieder vorzustoßen.

General Frossard hatte sein Hauptquartier in Forbach. Man erzählte sich, er habe seine Truppen nach der Affaire von Weißenburg aus Saarbrücken herausgezogen, um seine Stellung gegen Metz zu sichern. Als bestimmt galt, daß die Vorstadt von Saarbrücken, St. Johann, von den Franzosen noch gar nicht betreten worden.

Unbegreiflicher Weise war vom Feinde auch nichts gegen die Festung Saarlouis unternommen worden, hinter der wir fortwährend unsre Stellungen änderten. Der Commandant der Festung hatte den Steinklumpen dermaßen mit einer Sündfluth umgeben, daß das Wasser in allen Kellern stand, und war tagtäglich gewärtig, die französischen Geschütze auf der diese Festung beherrschenden Höhe erscheinen zu sehen. Ich bin nicht Stratege genug, um die Bedeutung dieser Festung würdigen zu können; ich meine, sie ist nicht die Kosten ihrer Erhaltung werth.

Die Franzosen blieben unthätig auf der ganzen Linie Saarbrücken-Trier. Kleine Scharmützel zwischen den Vorposten, eine kleine französiche Demonstration bei Perl, welche die ganze Garnison von Trier alarmirte, das war Alles.

So vergingen die Tage bis zum 6. August. Es ward inzwischen nicht die Wacht am Rhein, auch nichts Andres gesungen. Unsre Leute waren eben verstimmt. Es wollte natürlich niemand begreifen, warum es

nothwendig gewesen, uns dieser Schlappe auszusetzen. Drüben auf der südlichen Seite waren sie schon in Frankreich einmarschirt, während wir in den ödesten Gegenden noch immer mit dem Aufmarsch beschäftigt blieben.

Indeß, auch unsere Stunde kam, eine große, schöne, wenn auch schwere Stunde. Der Feind hatte in der That die Vorstadt St. Johann nicht besetzt; unsre Neunundsechsziger hatten, als der Vormarsch geschah, sich dort wieder eingenistet. Die 14. Division schickte ihre Spitze über die Brücke nach Saarbrücken selbst hinein. Einige wenige Bataillone marschirten zum Winterberg und dem Exercierplatz hinauf, von wo die Franzosen ihre Geschütze wieder zurückgezogen hatten, um sich demselben gegenüber, unmittelbar an der Grenzlinie auf dem Spicherer Berge zu logiren. Die enorme Schlappe, welche sie bei Weißenburg erlitten, hatte ihnen diese Vorsicht dictirt.

Als die Neunundsechsziger Mittags am 6. August auf der Höhe des Exercierplatzes erschienen, sahen sie keinen Feind sich gegenüber. Sorglos wollten sie sich dort etabliren, als sie plötzlich von drüben, von den waldigen Höhen mit einem furchtbaren Hagel überschüttet wurden. Wie dünn auch unsre Spitze war, einer so riesigen Macht gegenüber, welche der Feind zwischen Forbach und Spicheren in den Wäldern versteckt hielt, unsre tapfre 14. Division ging vor, nur in einzelnen Bataillonen, ihre Verstärkungen in Eile heranziehend. Mit Löwenmuth erkletterten unsre Leute die steilen Höhen, überschüttet durch einen Hagel von Granaten, Mitrailleusen- und Gewehrkugeln.

Es war anfangs kein Commando, es war aber auch kein Halten! Der steil abschießende weiche Boden entrutschte den Stürmenden unter den Füßen; sie zogen sich die Stiefel aus, um sicherer zu klettern. Ueber die Verwundeten und Leichen ihrer Kameraden stürmten unsre Braven. Zurückgeworfen, stürmten sie von neuem. Die Staffetten jagten nach rückwärts, um die übrigen Bataillone heranzurufen, die erst einen Marsch von drei bis sechs Stunden zu machen hatten.

Mehrere Stunden lang kämpfte die 14. Division allein, ihre Kräfte in der breiten Front zersplitternd, bis die ersten zwei Batterien und das 40. Regiment etwa um 3 Uhr eintrafen. Erst gegen 4 und 5 Uhr kamen die übrigen Verstärkungen, bis endlich Theile vom 7., 8. und 3. Armee-Corps im Kampfe waren.

Acht Stunden dauerte dieses wüthende Gefecht. Tiefe Nacht lag schon auf dem waldigen Plateau von Spicheren, als die Franzosen unter einer enormen Kanonade ihren Rückzug bis Forbach antraten.

Am andern Morgen waren sie verschwunden und hatten in Forbach ihre gesammte Bagage, zwei Zeltlager und einen ungeheuren Proviant-Train zurückgelassen.

Wie gut ging's uns am andern Morgen in Forbach! Was für schöne Sachen hatten sie uns mitgebracht! Lauter herrliche Vorräthe, die erst vor einigen Tagen angekommen waren, denn vorher hatten sie immer dermaßen gehungert, daß sie die Kartoffeln von unsern Feldern stahlen. All die schönen Dinge waren für D e u t s c h l a n d bestimmt; sie sollten dem Siegeszuge des Empereurs folgen. Da

waren Wein, Kuchen, Biscuit, Tabak, Cigarren, Liqueure, und — man denke: ein ganzer Eisenbahnwagen voll Bonbons und Confituren, welche die französischen Generale unsern deutschen Frauen in den Mund zu stecken gedacht hatten, wenn sie nicht für ihre Maitressen bestimmt waren, von denen wir acht Tage später in Courcelles ein ganzes Nest hätten ausnehmen können, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, mit dem großen und berühmten General Montauban, dem Herzog von Palikao, auszukneifen, der sich bei uns auf eine ähnliche Plünderung spitzte, wie er sie in China besorgt hatte.

Fanden wir doch in den Koffern der Offiziere, welche auf der Flucht zurückbleiben mußten, Briefe von den schönen Damen, in welchen sie ihre baldige Ankunft in Deutschland anzeigten! Eine schrieb sogar an ihren Liebsten, einen Colonel, sie habe nur ihre Reise-Garderobe in Ordnung zu bringen und werde dann direct nach Coblenz reisen, wo sie ihn zu finden hoffe, denn sie sei sehr „jalouse" auf die blonden deutschen Mädchen; inzwischen möge er für einen schönen Schmuck sorgen, der ihm in Deutschland wohl begegnen werde.

Welch ein Heuschreckenschwarm von liderlichem Gesindel würde sich auf unser armes Deutschland, namentlich auf die Rheingegend niedergeschlagen haben, wenn der Himmel und unsere eigene Kraft es nicht verhütet hätten! In all den Frauenbriefen, welche uns in die Hände fielen, war immer von der Reise nach Deutschland die Rede. Das ganze Quartier Bréda, das Hauptquartier jenes Pariser Loretten-Heeres, würde sich mobil ge-

macht haben, denn die Avantgarde desselben war ja schon mit der Armee gezogen und die übrigen hatten bereits ihre Koffer gepackt. — Armes Deutschland, was wäre aus Dir geworden, wenn diese Brut sich in Deinen Gauen eingenistet hätte!

III.

Der Abend von Gravelotte.

Das war ein schlimmer, entsetzlicher Abend, der von Gravelotte! Noch heute steht mir jeder einzelne Moment vor Augen, noch heute höre ich den Kanonendonner, das Mitrailleusen-Gerassel, sehe ich die Granaten über und zwischen uns fliegen und das ganze Feld zwischen Gravelotte und Rezonville vom Halbdunkel des Abends und dem aufwirbelnden Staub in eine einzige Wolke gehüllt.

Wo so viel Großes und Bewundernswerthes von unsern deutschen Truppen geleistet worden, ist es jetzt nach Beendigung dieses blutigen Drama gestattet, den Schleier ein wenig zu lüften, der während der Campagne über so Manchem liegen bleiben mußte. Auch unsre Krieger waren Menschen, nicht Götter, und Schlachten sind nach genauesten Berechnungen geschehende Actionen, in welchen

der Zufall oder die Pläne des Gegners, oder endlich die Unpünktlichkeit eines Commandeurs das rechtzeitige Eingreifen eines Truppenkörpers verhindern und auf das Resultat wirken können. Schlachten endlich werden, wie uns die Kriegsgeschichte lehrt, oft gegen alle die entworfenen Pläne geführt, weil alle Voraussetzungen vielleicht nicht eintreffen, die Züge des Gegners alle Pläne über den Haufen werfen; mit einem Worte: der Beginn, der Verlauf, das Ergebniß der Schlachten widersprechen zuweilen vollständig den Ideen und Erwartungen des Strategen, dessen Geistesgegenwart und schneller Ueberblick ganz plötzlich mit neuen Ziffern rechnen, dessen scharfes Auge das Schachbrett beherrschen muß.

Wir haben in diesem Kriege viel Großes und Tapferes geleistet, aber das Glück ist auch auf unserer Seite gewesen, und ohne Glück hilft zuweilen alle Tapferkeit nicht. Man kann ein Leonidas an Heldenmuth sein und löwenherzig seine Brust den feindlichen Kugeln bieten; inzwischen kann dem Helden ein Dachstein auf den Kopf fallen und ihn zu Boden schlagen. Graf Moltke ist der größte Stratege unserer Zeit, aber er ist zugleich ein glücklicher Stratege. Schon vorhin äußerte ich: General Moltke hat wie der Fuchs in der Fabel immer nur eine Kriegslist in der Tasche, das Umgehen und Umarmen seines Gegners, und wie ihm dies 1866 gelungen ist, so gelang es ihm auch 1870 und 71. Nur an der Loire wollten sich die Franzosen nicht umzingeln lassen und entwischten dem Netz; ich bin aber überzeugt, daß es auch dort gelungen wäre, wenn man den Großherzog

von Mecklenburg seinen Marsch von Nogent le Rotrou auf Le Mans im Monat Dezember hätte fortsetzen lassen. Indeß sei es ferne von mir, etwas besser wissen zu wollen. Selbst bei Dijon gelang der Streich noch einmal, Dank der Tölpelei Garibaldi's, der von der Kriegskunst so viel versteht wie Rochefort vom Barrikadenbau.

Wir haben viel Glück gehabt, aber der Muthige braucht eben das Glück und nur dem Muthigen pflegt es zu lachen. Mitten im Winter — und was für einem Winter! — ein Drittel Frankreichs occupiren, unsere Truppen bis an die Küste des Oceans vorschieben, dabei im Süden und Norden kämpfen, über zweimalhunderttausend Mann vor Paris legen, so und so viel Festungen cerniren und dabei für Alle die nöthige Verpflegung herbeischaffen, das war kein Kinderspiel; dazu mußte Metz zur rechten Zeit capituliren, wenn man einmal die Pariser Forts nicht gleich stürmen und Paris durch einen Coup de main nehmen wollte, was übrigens nach dem auch übertriebenen Eingeständniß der Pariser selbst mit einem Opfer von zehn bis zwanzigtausend Mann gelungen wäre.

Wir brauchten das Glück und wir hatten es, weil wir tapfer waren. Es gab aber doch auch Momente, wo wir Pech hatten, und diese waren namentlich bei Gravelotte und in der Nähe von Dijon, wo unsere Fahne unter einem Leichenhaufen verloren ging.

Ich will also von dem Abend bei Gravelotte erzählen. Welch eine Hetzjagd war's, als wir nach dem blutigen, mörderischen Gefechte vom 14. August vor Metz unterhalb des Fort St. Julien eiligst über die Mosel gehen sollten!

Furchtbar hatten die französischen, hinter meisterhaft errichteten Erdwerken aufgepflanzten Geschütze unter unseren Leuten gewüthet. Wie das immer zu Anfang dieses Krieges so ging, war unsere zwischen Courcelles-Chaussy und Metz liegende Avantgarde des 8. Corps zu schwach, als sie ins Feuer ging. Die französischen Geschosse, die Granaten und Mitrailleusen zerschmetterten ganze Batterien der unsrigen sammt der Mannschaft. Das feindliche Feuer wüthete mörderisch unter unseren wenigen Bataillonen, bis die Verstärkung herangezogen werden konnte; einzelne derselben waren bereits aufgelöst, und da war's denn auch, als General v. Bentheim dieselben wieder sammelte, eine Cigarre anzündete und, sich an die Spitze stellend, tambour battant die Reste wieder vorführte.

Bis in die Nacht hinein dauerte das Gefecht. Da war das Schlachtfeld unser; der Feind hatte sich hinter seine Wälle zurückgezogen, warf aber noch immer vom Fort St. Julien seine Granaten auf unsere Aerzte und Krankenträger, die im Dunkel auf diesem launenhaften Terrain ihre Arbeit fortsetzten.

Unsere Bataillone waren, wie gesagt, furchtbar mitgenommen. Es ward für den nächsten Tag eine Waffenruhe zur Begrabung der Todten verabredet, während welcher das Schlachtfeld jedoch von den Unsrigen besetzt bleiben sollte. Origineller Weise waren es von hüben und drüben zwei alte Bekannte, welche mit einander correspondirten.

Oberstlieutenant v. d. Burg, Stabschef des Generals v. Manteuffel, parlamentirte von Courcelles-Chaussy mit dem Marschall Bazaine in Metz, unter welchem er

den Feldzug in Mexico mitgemacht hatte. Man kann ja in Mexico gut Freund gewesen sein und sich doch vor Metz die Köpfe einschlagen.

Während man hier noch mit dem Begraben der Todten beschäftigt war, schlug man bereits die Brücken über die Mosel, unbegreiflich genug: ohne vom Feinde belästigt zu werden. Das siebende und achte Armeecorps sollte bei Corny und Arry über die Mosel gehen.

Ich war fast die ganze Nacht hindurch bei dem Auflesen von verwundeten Offizieren beschäftigt gewesen. Als ich am Mittage des 15. August von einem Ritt durch das Schlachtfeld zurückkehrte, hieß es, das Hauptquartier des General v. Göben sei nach Lorry an der Mosel gegangen. Ventre à terre in Lorry ankommend, sagte man mir, dasselbe sei schon aufgebrochen und an der Mosel entlang nach Arry gegangen. Als ich am 16. Morgens die Schiffsbrücke passirte, vor welcher der ganze Wagenpark am Fuße der Berge sich staute, da der Train Befehl hatte, noch diesseits zurückzubleiben, traf ich auf der bei Arnoville über den Gebirgsrücken führenden Straße bereits die ersten aus dem Gefechte von Gorze kommenden Verwundeten.

Unsere Truppen waren mit der kaiserlichen Garde in der von Gorze zu dem Plateau dieser Stadt hinaufführenden Schlucht, einem Hohlwege, zusammengerathen und nahmen eben eine der furchtbarsten Positionen.

Das gleichsam zwischen die Felsen eingeklemmte Städtchen füllte sich bereits mit Verwundeten; das Gefecht tobte auf dem Plateau, der Hohlweg war angefüllt mit

Ambulancen, mit Bahrenträgern, welche die Opfer dieses Kampfes in die Stadt herabbrachten.

Der König selbst war mit seinem Stabe von Pont-à-Mousson gekommen und befand sich bereits auf dem Schlachtfeld.

Unsere Braven erlitten in diesem Kampfe schwere Verluste. Jede Fußbreite des Terrains mußte mit großen Opfern erkämpft werden. So weit das Auge die felsige Hochebene überschaute, wüthete der Kampf. Zu beiden Seiten und vor uns hinter den Waldungen dröhnte der Kanonendonner. Bazaine's Kerntruppen standen uns gegenüber. Zum ersten Male sahen wir die französische Garde im Gefecht, die nicht wie die unsrige gleich mit vorgeht, sondern bisher als der unerschütterliche Fels der französischen Gloire betrachtet ward.

Aber auch der Fels ward von der Kraft und Tapferkeit der Unseren gebrochen. Die Sonne neigte sich bereits, als der Feind sich gegen Rezonville zurückzog, geschlagen sowohl zu unserer Linken bei Vionville, als hinter den Waldungen zur Rechten.

Der Sieg war unser, aber wer zählte die Opfer! Die Stadt Gorze troff buchstäblich von Blut. Jedes Haus ohne Ausnahme in diesem engen Thalstädtchen war mit Verwundeten überfüllt, denn das Schlachtfeld erhob sich in unmittelbarer Nähe über der Stadt. Der Feind hatte die äußersten Anstrengungen gemacht, nachdem er das Terrain östlich vor der Festung bereits verloren, diese Hochebene zu behaupten, zu der der Hohlweg von Gorze zunächst die Pforte bildete; aber er hatte auch hier Po-

sitionen aufgegeben, die für ihn ein unermeßlicher Verlust waren. Freilich deckte er sich durch noch formidablere Stellungen und hatte hinter sich die Ardennen; Gorze aber war schon durch die von hier in die Festung führende Wasserleitung ein wichtiger Punkt, und auf die Höhen unter dem Mont St. Quentin zurückgeworfen, sah er die feindlichen Massen die Hochebene überfluthen und war auf die letzten Außen-Positionen der Veste angewiesen.

Der König kam am 16. August etwa um fünf Uhr vom Schlachtfeld. Selbst die Verwundeten jubelten von ihren Ambulancen und ihren Bahren dem greisen Helden zu.

Der Abend sank allmählich herab. Draußen auf der Höhe begannen die Lagerfeuer zu lodern. Die enge, an sich unfreundliche, weit im Schatten der Felsen gelegene Stadt erschien mir wie eine Schlachtbank, auf der die noch blutenden Opfer ausgebreitet lagen. Die wenigen Tischler des Ortes waren in Thätigkeit, um in aller Eile rohe Särge für die gefallenen Offiziere zu fertigen. Ein Sarg nach dem andern ward über die Straße getragen, ein Sarg mit Grün umkränzt folgte dem andern zum Friedhof unter dem Trauerklang des „Jesus meine Zuversicht". Es war eine grauenhafte Fleischerei gewesen, aber der Sieg war unser.

Ich hatte das Glück, im Hause des Notars Sergent noch eins der besten Quartiere zu finden. Die arme Familie zitterte noch von der Angst des Tages. Dreißig Verwundete lagen in diesen Räumen. Die Zimmer waren mit verwundeten Offizieren gefüllt; in den Hofräumen lagen die armen zerschossenen Soldaten. Keine Ruhe die Nacht hindurch.

Am Morgen begann der Kampf von Neuem. Schon um sieben Uhr erschien der König wieder und begab sich auf das Schlachtfeld. Dichter Staub bedeckte den greisen Herrn und seine Stabsoffiziere als er durch die Stadt fuhr. Es gab keine Ruhe für ihn, denn er mußte wo es galt unter den Seinigen bleiben.

Abermals ein Schlachttag. Der Feind wurde auf die Höhen hinter dem Dorfe Gravelotte zurückgeworfen, auf denen er kolossale Verschanzungen errichtet hatte. Ein dritter heißer Tag stand also noch bevor.

Um Mittag begann bei uns der Kampf von Neuem. Unmittelbar vor Gravelotte auf der nach Metz führenden Chaussee stehend, wo unsere Batterien schnell vorrückten, sahen wir zu unsrer Linken die Granaten im reinen Azur des Himmels platzen. Den Möwen gleich flatterten die kleinen Wölkchen im hellen Sonnenschein. Prinz Friedrich Carl hatte drüben schon bedeutenden Vorsprung, während unsere Batterien einen heftigen Artilleriekampf mit den vor uns auf den Höhen über St. Hubert aufgepflanzten Kanonen und Mitrailleusen unterhielten und unsere Bataillone unter dem Schutze unsrer Artillerie die vor uns liegenden Höhen zu stürmen versuchten.

Es war ein verzweifeltes Terrain, das wir unmittelbar vor uns hatten. Unsre Infanterie-Reserven deckten sich rechts der Chaussee hinter dem Dorfe Gravelotte, während die Cavallerie zur linken Seite desselben auf den Feldern hielt und bei mehrmals versuchtem Einhauen mit einem wahren Hagel überschüttet wurde, also immer wieder umkehren mußte.

Im Dorfe selbst, einem elenden, armen Nest, war der Verbandsplatz aufgeschlagen; sämmtliche Häuser waren in Lazarethe verwandelt. Kurz vor dem Dorfe senkte sich die Chaussee in eine Schlucht hinab, und stieg dann an der Lisière einer Waldung, rechts das offne Feld, zum Auberge St. Hubert an.

Der ganze waldige Höhenzug vor uns war mit Kanonen und namentlich mit Mitrailleusen gespickt, alle vortrefflich eingegraben, nur erkennbar an den weißen Wölkchen der Schüsse. Ohne auch nur einen feindlichen Soldaten zu Gesicht zu bekommen, wurden unsre Leute von Kugeln beworfen, wie wenn man in einen Sack voll Erbsen greift und dieselben dem Gegner ins Gesicht schleudert. Dabei dröhnten die Geschütze, rasselten die Mitrailleusen, knatterte das Gewehrfeuer ohne Pause.

Der erste Anlauf unserer Leute wurde trotz der Wirksamkeit unserer Batterien zurückgeschlagen. Zum Unglück mußten die Unsrigen, nicht nur in der Front und in der Flanke beschossen, auch von einigen Granaten unsrer eignen Artillerie getroffen werden, und so geriethen denn die Compagnien in eine Situation individueller Verwirrung, da selbst die Offiziere vor dem Kugelhagel kaum die Augen zu öffnen vermochten. Ich sah so Manchen, der mitten in diesem bleiernen Schloßenwetter sich unwillkürlich den Arm vor das Gesicht hielt, als könne er sich damit der Kugeln erwehren.

Die Anhöhen, die Schlucht zu unseren Füßen, die ganze Chaussee, vor uns aufsteigend, bedeckte sich mit Leichen und Verwundeten. Immer neue Bataillone wur=

den gegen die feindlichen Positionen geworfen, die sich über das Gehöft Moscou hinweg fast bis zu dem Niveau des dahinter liegenden Riesen-Forts St. Quentin erhoben. Aber während bei uns im Centrum eben der formidablen Stellung des Feindes wegen von der Infanterie keine wesentliche Fortschritte gemacht werden konnten, war die Armee des Prinzen Friedrich Carl, wie die Staffetten meldeten, bereits bis Hatrice vorgedrungen, und trotz der enormen Verluste stand unsere Sache gut.

Der König, Moltke und Bismarck beobachteten das Gefecht von einer links vom Dorfe liegenden Terrain-Erhöhung. Die Scene ist in Wort und Bild so vielfach geschildert, daß ich sie übergehen muß.

Ich befand mich den Nachmittag hindurch bei der vor dem Dorfe, links der Chausseeschlucht errichteten Batterie, die ihre Schüsse auf die uns gegenüber liegende Lisière und die sich drüben in den Lichtungen bewegenden feindlichen Colonnen richtete.

Etwa um 6 Uhr begab ich mich ins Dorf zurück, um mich nach dem Zustande einiger Freunde zu erkundigen, die ich zum Verbandplatz begleitet hatte.

Die Vorhöhen waren genommen, der Feind in der Flanke heftig zurückgeworfen. Indeß hatte es noch den Anschein, als werde morgen wohl noch ein vierter Schlachttag anbrechen.

Meine beiden Freunde lagen bereits mit verglasten Augen da. In den Verbandzimmern des Bauerngehöftes herrschte eine glühende Hitze; Bahren um Bahren kamen mit immer neuen Opfern. Ich schritt zum Dorf hinaus,

wieder auf das Gefechtsterrain, der Schlucht zu. Der Kampf tobte noch immer auf den Höhen, in den Waldungen, auf den Abhängen.

Eine Stunde verstrich. Ich ging ins Dorf zurück und plauderte eben in der breiten Straße mit einem Verwundeten, als plötzlich vier reiterlose Pferde schäumend und blutend ins Dorf herein rasten. Gleichzeitig entstand ein entsetzlicher Wirrwar unter den Sanitäts- und Intendantur-Wagen, die zu beiden Seiten der Straße hielten. Es trat ein Moment ein, so betäubend und verwirrend, daß ich an demselben Abend kaum im Stande war, mir denselben im Kopfe klar zu legen.

Mit dem Hereinrasen der Pferde und der Confusion der Wagen hatte sich nämlich gleichzeitig ein Kanonendonner, ein Mitrailleusen-Gerassel und Getöse in fast unmittelbarster Nähe erhoben. Die feindlichen Granaten schlugen in die Dorfstraße. Es entstand ein Schreien, Lärmen und Toben. Reiter und Munitionskarren, Sanitäts-Wagen, Ambulanzen, fliehende Infanteristen und der Teufel weiß was Alles vereinte sich zu einem reißenden Strom. Die Wagen verwickelten sich, die Reiter sprengten über die Infanteristen hinweg; der in der Straße aufwirbelnde Staub machte das Ganze zu einem Chaos, in welchem man nur eilende schwarze Massen erkannte.

Vergebens suchte ich Schutz an den Mauern der Häuser. Ich ward mit fortgerissen bis zum Ausgang des Dorfes. Hier hatte ich meinen Wagen in einem Gehege aufgestellt in der Ueberzeugung, er sei dort außerhalb der Schußweite der Granaten. Der Wagen war verschwunden,

denn bei den ersten, in's Dorf schlagenden Geschossen hatte mein Diener seiner Instruction gemäß das Weite gesucht. Ich bemühte mich, den Ausgang der Koppel nach dem Felde zu erreichen, denn auf der Chaussee wälzte sich Alles wie eine schwarze Masse dahin. Aber auch hier war kein Schutz. Kavalleristen sprengten daher, über die Hecken, über die Infanteristen hinweg. Ich suchte ein reiterloses Pferd beim Zügel zu fassen. Das Thier schleppte mich einige Schritte weit fort und ich schlug mit dem Kopf in die dornige Hecke.

Ohne Zweifel war mein Diener in die Flucht verwickelt und mit weggerissen worden. Mein Gepäck, meine Papiere — wo sie wieder finden!

Der Lärm der Kanonen und namentlich der Mitrailleusen dauerte fort. Die Granaten schlugen zwischen die Fliehenden ein. Der Abend wollte inzwischen herabsinken. Dämmerung und Staub ließen mich, hinter einem der Bäume der Allee Schutz suchend vor den dahin sausenden Reitern, nur dunkle Conturen erkennen. Mein Wagen war nirgend zu entdecken.

Die Franzosen hatten ihren gewohnten abendlichen Vorstoß gemacht, hatten ganz plötzlich neue Batterieen demaskirt und suchten unser Centrum zu durchbrechen. Einen scheußlicheren Lärm habe ich niemals gehört.

In der Ueberzeugung, daß es nicht schlimm stehen könne, beschloß ich zu warten. Es konnte dies nur eine, durch irgend ein Mißverständniß hervorgerufene partielle Verwirrung sein.

Nicht weit von mir entfernt sah ich auf der Chaussee

einen umgeworfenen Fourgon liegen, im Chausseegraben lagen Pferde mit zerschmetterten Beinen. Die Munitionskarren sprengten im vollen Gallopp die Chaussee hinab, und was am meisten lief, das war ein Trupp junger freiwilliger Krankenpfleger, die das Hasenpanier ergriffen hatten.

Plötzlich war's mir, als erkenne ich hinter dem umgeworfenen Wagen den meinigen. So war's. Mein Bursche hatte sich verpflichtet geglaubt, Alles in Sicherheit zu bringen, und war eben im Disput mit mehreren verwundeten Offizieren, die von ihm nach Rezonville geschafft zu werden verlangten, während er erklärte, er habe auf mich zu warten.

Das arme Gefährt sah elend aus. Ein Husar war vom Pferde auf dasselbe gestürzt; ein Granatstück hatte eine Speiche entzwei geschlagen. Indeß war Alles noch so weit in Ordnung, daß ich vier Verwundete hinein laden konnte, die ich nach Rezonville zu transportiren beschloß, sobald der Wirrwarr geklärt sein werde.

Vergeblich hatte ich mit einigen Andern den Fliehenden Halt! zugeschrieen, es war kein Raison in die Furchtsamen zu bringen. Jetzt sah ich neben mir einen Johanniter zu Pferde den Säbel ziehen und sich mitten auf die Chaussee postiren. Mit einem donnernden Halt brüllte er die fliehenden Krankenpfleger an und drohte, Jeden nieder zu stechen, der noch einen Schritt weiter thue. Wir suchten ihn zu unterstützen. Der Johanniter packte sich zwei versprengte Gensdarmen, brachte sie zum Stehen und so bildeten wir denn eine Mauer.

„Nur Verwundete dürfen hindurch!“ hieß es. „Keiner wage noch einen Schritt!“

„Es lebe Seine Majestät der König! Wer flieht ist eine Memme!“ schrie der Johanniter. Die freiwilligen Rothkreuze mußten mit fliegender Lunge einstimmen; Alles was sonst auf der Flucht war, wurde zum Stehen gebracht, und so gelang es denn, die Ordnung wieder herzustellen.

Auf dem Kampfterrain sah es inzwischen wirklich für den Moment bedenklich aus. Der Feind hatte sich mit seiner ganzen Wucht unter Mitwirkung aller seiner Geschütze auf die furchtbar blutenden Bataillone unsres rechten Flügels geworfen. Die Sonne wollte bereits sinken. General Moltke blickte besorgt nach Osten, wo er das Eintreffen und Eingreifen der Pommern der 2. Armee erwartete. Das Schicksal des Tages hing davon ab.

Da plötzlich erschienen die lange erwarteten Colonnen. Moltke selbst ritt ihnen entgegen und führte sie in's Gefecht. Noch einmal begann wieder die entsetzliche Blutarbeit mit den andrängenden Franzosen und erst in der Nacht, gegen halb eilf Uhr konnte Moltke dem Könige melden: Majestät, der Sieg ist unser!

Dunkle Nacht war's bereits, als ich, obgleich hundemüde, neben dem Wagen hinschreitend, meine Verwundeten nach Rezonville hinein brachte.

Auch hier herrschte noch große Confusion, wahrscheinlich nur hervorgerufen durch einige aufgelöste Bataillone, namentlich aber durch die Panique der Bagagewagen und die Angst der Reserve-Artilleristen, ihr Material in Sicherheit zu bringen.

Ich legte mich mit einem der Verwundeten in einen vollständig zerstörten Krämerladen, dessen Fenster und Thüren zerbrochen, während alle die riechenden und stinkenden Flüssigkeiten aus den Töpfen und Flaschen auf den Boden gegossen waren. Meine Absicht war, nach Gravelotte zurück zu kehren, sobald ich meinen Pflegebefohlenen gut gebettet.

Zu meiner Freude erfuhr ich, daß der Feind vollständig zurückgeschlagen, wie ich dies schon aus der andauernden Kanonade schließen mußte; ich kehrte also in der Nacht wieder zu meinem Krämerladen zurück.

Aber eine unruhige Nacht war's, die diesen an Gemüthsbewegung so überreichen drei Tagen folgte! Der Eindruck dieser Flucht war aus den in Rezonville sich sammelnden Soldaten nicht heraus zu bringen. An Schlafen war nicht zu denken, denn fortwährend brachen die Soldaten, nach Wasser suchend, in unserm Krämerladen ein, in welchem wir uns mühsam eine Streu zusammengetragen. Mein Diener, der draußen im Wagen schlief, unterhielt ebenfalls eine sehr lebhafte Unterhaltung mit den Soldaten, die ihm in dem finstern Orte die Laternen stehlen wollten; zudem war der Geruch in dieser Epicerie der Art, daß er Kopfschmerz verursachte.

Um Mitternacht trat ein höherer Offizier, begleitet von zwei Mann, in unsere Boutique und verlangte zu wissen, wer hier liege.

„Lassen Sie sich eine Wache holen!“ rief er. „Der Bevölkerung ist hier nicht zu trauen, denn sie glaubt, wir seien geschlagen.“

Wir ließen also eine Wache holen, die sich hinter die zerschlagene Stubenthür auf den Flur legte und alsbald — zu schnarchen begann, daß die Wände wackelten.

„Wasser! Wasser! Licht! Licht!" schrie es die ganze Nacht hindurch auf der Straße. Das Ungeziefer umkroch uns auf der Streu; draußen an der Mauer, unter die wir vor der Zugluft des Fensters uns gebettet, stand eine Plumpe, die längst erschöpft war, und von Minute zu Minute kam einer der durstigen Soldaten, um den Schwengel in Bewegung zu setzen und ihn dröhnend gegen unsere Mauer schlagen zu lassen.

Dabei die Ungewißheit über den Ausgang des Tages, trotz meiner besseren Ueberzeugung. Die Kanonade hatte vor 11 Uhr aufgehört, die Soldaten draußen erzählten sich aber Dinge, die nicht gerade beruhigend wirkten. Die Nacht hatte ja das ganze Schlachtfeld in undurchdringlichen Schleier gehüllt, und aus der Stellung der Bivouakfeuer war auch nicht ganz klug zu werden.

Ich war froh, als das erste Morgengrauen in unser Fenster schimmerte, und mit Tagesanbruch war ich bereits wieder in Gravelotte. Der Feind war total geschlagen und hatte sich zum Mont St. Quentin zurückgezogen. Die Cernirung von Metz sollte sofort beginnen und geschah denn auch während der nächsten Tage.

Am Vormittage sah ich in Rezonville den König wieder, wie er im Sonnenschein, von seinem Stab umgeben, vor einem der Bauernhäuser saß, angesichts des Lazareths, in welchem französische und deutsche Aerzte ihre blutige Arbeit verrichteten.

Am Nachmittage zog ich mit unseren Vorposten nach St. Hubert hinauf, wo sie die Positionen besetzten, von welchen aus uns der Feind gestern mit Granaten und Mitraillen überschüttet hatte.

Erst von hier aus ward mir der ganze Vortheil der Stellung klar, welche die Franzosen hatten aufgeben müssen. Tief unter uns lag das Dorf Gravelotte in der Ebene, beherrscht von fast terrassenförmig ansteigenden Höhen. Und dort unten dicht vor dem Dorfe bezeichneten breite weiße Streifen die Gipslagen, welche sich die französische Artillerie als Schießmale dort hingestreut.

Es war ein prachtvoller Blick von hier oben. Noch standen hier einige Dutzend Munitionskästen der Mitrailleusen-Batterie, alle noch gefüllt, und da standen auch die Verschanzungen, von welchen aus man die Mitraillen auf uns herabgeschleudert. Drüben aber nach Metz zu erhob sich uns gegenüber der Mont St. Quentin, das größte, uneinnehmbare Fort dieser jungfräulichen Festung, auf dessen Wällen wir die rothen Hosen umherklettern sahen.

Marschall Bazaine hatte nach einem letzten verzweifelten Versuch eine der formidabelsten Stellungen aufgegeben. Er saß in der Falle und wartete vergebens auf Mac Mahon, der ihn heraushauen sollte, denn bald darauf saß auch Mac Mahon in derselben Falle.

Dieser Abend von Gravelotte wird mir unvergeßlich bleiben. Wer den Schrecken verursachte, das ist allerdings wohl aufgeklärt, es ist aber wohl besser, ich rühre nicht dran.

Angesichts der Thatsache, daß die Franzosen in der

Nacht nach Gravelotte alle diese Stellungen räumten, daß unser Lazareth in der Auberge St. Hubert etablirt wurde, daß unsere Vorposten schon am nächsten Mittage die Höhen von Moscou, das ganze dem Mont St. Quentin gegenüber liegenden Plateau besetzten — angesichts dieser unleugbaren Thatsache hatte Herr Thiers den Muth zu lügen, die Franzosen hätten bei Gravelotte das Schlachtfeld behauptet! Meint der große Geschichtschreiber der Nation, die immer gewohnt ist, sich in ihre eigene Tasche zu lügen, daß die französischen Truppen das Schlachtfeld bis zum Abend, also bis zu Ende der Action, behauptet, so hat er Recht. Das ist aber immer so in allen Schlachten: man behauptet das Feld, bis man es räumt und die Schlacht verloren ist. Mit Sophismen gewinnt man keine Siege und ändert damit noch weniger die Weltgeschichte.

Ich kann Herrn Thiers versichern, daß schon wenige Tage nach der Schlacht die Franzosen auf der Seite nach Gravelotte zu dermaßen hinter unseren Verhauen eingesperrt waren, daß unsere eigenen Parlamentäre dem General v. Goeben erklärten, es sei ihnen kaum noch möglich, den Weg zwischen diesen Verhauen hindurch zu finden.

Das große Hauptquartier hatte sich wieder nach Pont-à-Mousson zurückbegeben. Das General-Commando des achten Armee-Corps blieb in Gravelotte.

Mir mußte es interessant sein, das ganze weite

Schlachtterrain bis Mars la Tour, Doncourt (wo das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl sich etablirte), St. Marie aux Chênes und St. Privat genauer kennen zu lernen und meine Ausflüge auf demselben zu machen. Ich blieb daher noch acht Tage in Gravelotte, um auch der Cernirung der Festung beizuwohnen, die am 22. August vollendet ward.

Ich kenne zwei Ortschaften in Frankreich, die mir so zuwider geworden sind, daß mich ein Eckel beschleicht, wenn ich an sie denke: Gravelotte und Lagny. Auf das letztere komme ich später; das erstere ist ein armes, unbedeutendes, auf dem steinigen Hochplateau gelegenes Dorf, war natürlich schon vor den Schlachttagen von seiner Bevölkerung verlassen, von der allerdings Einzelne durch den Hunger getrieben wieder zurückkehrten, und das ungastlichste Obdach, weil es fast durchweg Lazareth war, auch keinen Brunnen hatte, der nicht versiegt gewesen wäre, so daß selbst das Wasser für die Verwundeten in Tonnen von Gorze heraufgeschafft werden mußte. Dahinzu kam noch eine durch die Tausende von umherliegenden Menschen- und Pferdeleichen verpestete Luft, die täglich schlimmer wurde, da es an Mannschaften zur Beerdigung fehlte und das Höhlen der Gräber auf dem felsigen Boden sehr schwierig war.

Nach der Schlacht galt es, sich hier einzuquartiren; aber wie und wo? Alles war voll von Verwundeten; in keiner Scheuer selbst ein Quadratfuß Raum!

Dennoch gelang es mir, ein kleines verlassenes Häuschen aufzufinden, das nur zwei Zimmer hatte. In dem

vorderen wohnte die nach dem Gefecht zurückgekehrte Frau mit einem Kinde; in dem hinteren sah es freilich grauenhaft aus; aber eine Streu genügte, und so war ich denn untergebracht.

Als ich mich am Abend an den Feuerheerd, den Kamin, setzte, um mir meinen Speck zu braten, sah ich die eine Seite desselben mit Blut bespritzt. Weinend erklärte mir die Frau, am Mittage der Schlacht habe ihr Mann hier an dieser Stelle gesessen, als eine französische Kugel durch das Fenster und ihrem Mann durch die Brust gedrungen sei. Die Leiche habe sie mühselig draußen in den kleinen Stall geschleppt, wo sie noch liege.

In der That war die Fensterscheibe von einer Kugel zertrümmert. Auf dem schmalen, ins freie Feld hinausgehenden Hofe war eine Granate geplatzt und hatte ein Stück des niederen Daches weggerissen.

Das einzige noch wohnliche Haus war vom General von Goeben und seinen Adjutanten in Beschlag genommen. Hier gabs wenigstens noch eine Küche; ich war also auf die Liebenswürdigkeit des Generals angewiesen, wenn ich das unabweisbare Bedürfniß fühlte, einmal eine warme Suppe oder ein Stück Fleisch zu essen. Hier, aus dem Brunnen des Gartens, war auch das einzige Wasser zu schöpfen, aber dick und trübe, von Insekten wimmelnd. Menschen und Pferde wurden krank in diesem elenden Ort. Um die letzteren zu tränken mußte man sie nach dem eine halbe Stunde entfernten, tief unten im Thal gelegenen Ars sur Moselle führen, und die Futter-

frage war eine unlösbare, wenn es nicht gelang, eine Proviant-Colonne zu berauben.

Neben dem Dorfe an der Straße nach Verdun lagen die Bivouaks, aus denen zu jeder Tageszeit das „Jesus meine Zuversicht" herüber drang. Unmittelbar am Dorfe hatte sich die französische Ambulanz der société internationale etablirt, in der fortwährend Arme und Beine amputirt wurden. Sämmtliche Häuser meiner Straße waren mit Verwundeten angefüllt, aus denen fortwährend die Leichen herausgetragen wurden. — Die Aerzte klebten, schnitten, sägten und sputeten sich, um die Verwundeten zu evacuiren, die in der auf der Hochebene herrschenden Pestluft unmöglich gesunden konnten, auch wegen Mangel an Allem schwer zu verpflegen waren.

Abgespannt von dem Ritt durch die weiten Todtenfelder und die Cernirungs-Arbeiten kehrte ich jeden Abend mit einem gewissen Widerwillen in mein Quartier zurück. Den ganzen Tag hatte ich mich unter dem Gestank aufgedunsener Pferde-Cadaver umhergetrieben, hatte stundenlang in die überall unvermeidlichen starren Augen der Gefallenen geblickt, Hunger und Durst in dem Maße erlitten, daß mir kaum noch ein Schluck elenden Branntweins in der Feldflasche geblieben. Ich war also froh, als ich Gravelotte verlassen und den Weg nach Ars sur Moselle einschlagen konnte, wo ich zu meiner Freude dem Oberst-Lieutenannt v. Pestel wieder begegnete, den ich seit Spicheren nicht mehr gesehen.

Am Tage darauf war ich in Pont-à-Mousson, wo

ich eben eintraf, als der König die erste auf französischem Boden angelangte Landwehr musterte.

Im Croix blanche, Hotel de France und anderen Wirthshäusern saßen sie und schwelgten, während wir da oben in Gravelotte mit Hunger, Noth und Leichengeruch zu kämpfen hatten. Namentlich die Herren vom rothen Kreuz waren hier stark vertreten und die hohen Gäste des Hauptquartiers, von denen ich später erzählen will.

Es war so schön, sich nach diesem blutigen Kirchthurmrennen wieder einmal an eine gedeckte Tafel setzen, sich den Mund mit einer Serviette wischen zu können! Aber sie war nur kurz, die schöne Zeit, denn am anderen Tage schon verließ das große Hauptquartier die Stadt. Es ging zu neuen Actionen vorwärts. Ich mußte mit kranken Pferden noch einige Tage in Pont-à-Mousson liegen bleiben und dann doppelt eilen, um zur rechten Zeit wieder bei der Sache zu sein.

IV.

Magenta und Sedan.

Ein Jeder kennt das plumpe, auf grobem Löschpapier abgedruckte Horoskop, das trotz aller Volkserziehung uns

bei den Buchbindern und auf den Jahrmärkten verkauft wird und in den Spinnstuben der Dörfer wie in den Ammenstuben der Städte noch heute seine unantastbare literarische Berechtigung hat.

„Ein Knäblein, geboren unter dem und dem Stern", heißt es in dieser Nativitätsstellung, und eine gläubige Mutter aus dem Volke wird immer mit einiger Beruhigung der Worte des Propheten eingedenk sein, sofern sie günstig lauten.

Aber nicht nur die Ammen und Spinnweiber glauben an ihren Stern. Es gab und gibt gekrönte Häupter, die auf ihn bauten und noch heute auf ihn bauen, und unter ihnen war Louis Napoleon derjenige, der mit Wallenstein'scher Zuversicht dem seinigen vertraute.

Man erinnere sich jener Zeit der Belagerung Sebastopols. Napoleon's Thron wackelte damals bedenklich so lange, bis es gelang, den Malakow zu stürmen. Die Rebellion in den afrikanischen, wegen ihrer Unzuverlässigkeit nach dem Staatsstreiche nach Algerien gesandten Regimentern, die sich zu Anfang unter St. Arnaud so oft Luft machte, sie war freilich gedämpft, denn die russischen Kugeln hatten viel Unzufriedenen den Mund verstopft und Frankreichs Ehre war ja engagirt. Dahingegen demonstrirten die republikanischen und legitimistischen Parteien im Lande selbst desto bedenklicher; es erschienen jene bekannten Broschüren, von denen man die eine Plon-Plon in die Schuhe schob; die Senatoren selbst waren rebellisch geworden, und wenn Sebastopol nicht fiel, so konnte sehr leicht Einer in Paris zum Falle kommen.

Louis Napoleon vertraute indeß auf seinen Stern, der ihn denn auch nicht im Stiche ließ. Alles, was damals und von da ab aus der Feder und aus dem Munde des gekrönten Parvenu kam, sprach von seinem Glauben an das Firmament. Ein Türke konnte seiner Constellation nicht sicherer sein, als Napoleon an die Schrift in den Sternen glaubte; sein Auge war fortwährend nach oben, das heißt, nicht eigentlich zum lieben Gott (obgleich er sich das instrument de la providence nannte), sondern zu den Sternen gerichtet und in diesen suchte er zuverlässig auch noch, als er jene bekannten „points noirs" sah, mit welchen er die Welt beunruhigte.

Inzwischen ist Niemand von seinem Stern so belogen worden, wie gerade Louis Napoleon.

Vielleicht war's auch nur Aberglaube, der trotz dieser napoleonischen Zuversicht in mir stets die Ueberzeugung erhielt, dieser Mann werde noch einmal in die Gefangenschaft zurückkehren; doch schwebte mir immer eine französische Festung wie Ham oder eine ähnliche vor. Daß diese Feste Wilhelmshöhe sein werde, davon war meine Ahnung sehr entfernt.

Der Leser glaube nicht, ich wolle mich hier als Prophet etabliren; es war eben nur die Abenteuerlichkeit dieser Parvenu-Carrière, die mich um den Mann besorgt machte, und in der That war ich zweimal zugegen, als seine persönliche Freiheit auf dem Spiele stand.

An jenem Morgen bei Sedan, als unter uns die Nachricht von Mund zu Mund lief, Napoleon sei gefangen, kamen mir unwillkürlich die Worte des Ammen-Horoskop

in den Sinn: „Ein Knäblein, geboren unter dem und dem Stern", denn dieselbe Nachricht hörte ich schon einmal auf einer anderen blutigen Wahlstatt, und zwar am Mittage während der Schlacht von Magenta, und ich erinnere mich, daß wir uns damals in den Weingärten und am Eisenbahn-Damme von Magenta vor Freude in den Armen lagen, als es hieß: „Napoleon ist mit seinem ganzen Generalstabe dort vor uns in San Martino umzingelt und gefangen!"

Er war es damals, wie er es jetzt bei Sedan war. Damals aber hieb ihn derselbe Mann heraus, der ihm diesmal nicht helfen konnte, weil er selbst mit seinem Empereur in der Falle saß. Ist es also ein Wunder, wenn mir, der ich diesen Parvenu stets so fest auf seinen Stern vertrauen sah, wenn mir sein Stern ein großer Schelm, ein Unstern zu sein schien, der ihm hinter seinem Throne stets die Gefängnißthüren geöffnet hielt?

Man legt dem Fürsten Bismarck in Bezug auf Louis Napoleon die Worte in den Mund: „Er ist zu dumm!" Napoleon hat kaum eine viel größere Regierungskunst an den Tag gelegt, als die Sultane von Bornu oder Wadai, die fortwährend die große Trommel schlagen, um Alles umher in Schrecken zu versetzen. Mit der großen Kriegstrommel hielt er die ganze civilisirte Welt in Angst und Furcht, unternahm er Kriege, zu denen er stets einen Bundesgenossen brauchte, die er stets in der Mitte abbrach oder in denen er sich blamirte, wie in der mexikanischen Expedition. Und dabei war er noch ungeschickt genug, zwei Mal selbst in Gefangenschaft zu gerathen!

Während Napoleon die ganze Welt glauben machte, nur er sei der Kriegs- und Friedens-Gott der Generation, nur er könne Kriege führen, mußte er sich endlich vom Deutschen Kaiser belehren lassen, wie man Kriege führe und wo man Frieden schließe, und derselbe Mann, der nach dem 2. December mit schlotternden Knieen durch die schonungslos mitraillirte Bevölkerung von Paris ritt, kam bei Sedan, um kläglich seinen Degen zu überreichen, anstatt sich um jeden Preis durchzuschlagen.

Seltsam genug und Warnung gegen den Glauben an die Sterne: „Der Mann, der Cayenne, Lambessa und Mazas bevölkerte, ist selbst drei Mal in Gefangenschaft gewesen!"

In Ham dankte er seine Befreiung dem Maurer Badinguet; bei Magenta verdankte er sie der Unfähigkeit des österreichischen Heerführers Gyulay, der dem General Mac Mahon sieben Stunden Zeit ließ, um von dem drei Stunden entfernten Turbigo den Oesterreichern auf abgegrabenen Wegen in die Flanken zu fallen und seinen Kaiser herauszuhauen. Dem von Kaiser Wilhelm in Versailles dictirten Friedensschlusse dankt er jetzt seine Freiheit, und wenn er nur ein Bißchen gescheiter ist, als jene Autorität ihn taxirt, so denkt er jetzt in England darüber nach, wie man sich von einem elenden Stern so an der Nase hat führen lassen können.

Gibt es eine Prädestination, so liegt dieselbe in der Nothwendigkeit, mit welcher Selbstüberschätzung und Verblendung ins Verderben führen müssen. Louis Napoleon entging bei Magenta der Scylla, um bei Sedan in die Charybdis zu fallen.

Wie oft habe ich namentlich von Paris aus von Napoleon's Aberglauben geschrieben! In der Nacht, als wir bei Sedan lagen, erzählte ich einigen Offizieren im Bivuak von Louis Napoleon's Helden-Carrière und von des Kaisers Vertrauen in seinen Stern. War's eine Rakete oder eine Sternschnuppe, die über der Höhe bei Remilly niederfiel: „Napoleon's Stern!“ hieß es wie aus Einem Munde: „Hast Du noch keinen sich schnäuzen gesehen?“

V.

Unter den Todten.

„Dem Fleische gehört nichts von dem an, was den Menschen über alles Fleisch erhebt. Ich habe diesmal so manche Studie in dieser Beziehung auf den Schlachtfeldern gemacht, die ich erst später mittheilen kann. Die sterbliche Hülle des Menschen ist nichts als eine Verpackung.“

So schrieb ich während der Campagne, als die Ereignisse uns von einem Gefechtsfeld auf das andere führten, und wie interessante Beobachtungen mir damals fast jeder Tag gestattete, es fehlte die Zeit, es fehlte die Ruhe, sie auf das Papier zu bringen, ja es fehlte die

innere Sammlung, um sich mit diesem psychologischen Thema beschäftigen zu können.

Wenn die Seele vom irdischen Menschen scheidet, trennen sich zwei Freunde, die lange oder kurze Zeit beisammen gewesen; sie sind in dieser Trennung ebenso wahr und aufrichtig wie es beim Abschied zwei intime Freunde zu sein pflegen, wenn sie auseinander gehen. Der Zeuge dieser Trennung sieht aber nicht die Seele vom Menschen, sondern nur den Menschen von der Seele scheiden.

Oft, unendlich oft, wenn ich während des Gefechts oder nach demselben dem traurigen Werk der Krankenträger zusah, auf den Verbandplätzen wohl mit Hand anlegte und bei dem steten Mangel an Transportmittel mein eigenes Gefährt herbeischaffte, um verwundete Offiziere vom Schlachtfeld in die Lazareths zu schaffen, bei welcher Gelegenheit sich denn stets unterwegs noch drei oder vier verwundete, aus dem Kampfe hinkende Soldaten anhängten, sodaß der Wagen einem neapolitanischen Corricolo glich — oft habe ich an solchen Tagen bedauert, daß mir die nöthigen medicinischen Kenntnisse fehlten, um aus der psychischen Wirkung die physischen Ursachen heraus zu studiren, um zu erfahren, welche Factoren im Nervensystem in ihrer Verletzung diesen Ausdruck hervorbrachten. Ich habe auch wohl oft mit den Aerzten mich über dieses Thema unterhalten, aber ohne großen Erfolg, der doch nur angesichts der Verwundeten oder Todten möglich gewesen wäre.

Die Aerzte selbst haben auf den Schlachtfeldern nicht die Zeit zu psychologischen Betrachtungen, denn auf den

Verbandplätzen gibt es immer heiße Arbeit. Nur in den Lazarethen an den Lagern der Verwundeten, der Sterbenden sind ihnen dergleichen Studien möglich. Aber diese sind nicht, was ich meine: nämlich die unmittelbare Wirkung der Verwundung auf das Antlitz, auf die Haltung des Getroffenen, die Charakteristik des Todes möcht' ich sagen, wie sie sich im Momente offenbart.

Ich erinnere mich, daß nach dem Orientkriege einmal, wenn mir recht ist, in englischen Zeitungen, ein längerer interessanter Artikel über die Todtenfelder erschien. Er ist in Vergessenheit gerathen. Heute würde sich einer unserer Militair-Aerzte ein großes Verdienst erwerben, wenn er mit seiner ganzen medicinischen Sachkenntniß die psychischen Wirkungen unserer seit jener Zeit so ganz veränderten Waffen schilderte; denn wir hören immer nur, wie viele ihrer sterben, aber nicht, wie leicht, wie schwer sich die Seele vom Körper losringt. Die letzten Worte eines Sterbenden hört auf dem Schlachtfelde nur der Kamerad, dessen Gehirn so heiß ist wie das Rohr in seiner Hand, oder der Krankenträger, der bei schwerer Arbeit keinen Sinn dafür hat, oder der Arzt, der keine Zeit hat, oder endlich hier und da der Feldprediger, der den Balsam des Glaubens auf die Wunde legt und der scheidenden Seele das Himmelsgeleite gibt. Das Wort des Sterbenden verhallt unter den Todesseufzern der Kameraden, und wenn es wirklich aufgezeichnet wird, so ist es nur das Wort, das an irgend welchen irdischen Interessen klebt, seltener der Ausdruck des innern Kampfes.

Die Gemüthsart der Sterbenden und die Art der

Verwundung sind die beiden Momente, die auf den Schlachtfeldern den Stoff der Beobachtung geben und oft wol zusammen wirken. Ich habe, wie gesagt, so manchen schwer Verwundeten aus dem Gefechte transportirt, und die Stimmung, mit welcher er seine Schmerzen trug, war mir dabei stets von besonderem Interesse.

Allerdings war auch hierzu medicinische Kenntniß nothwendig, denn so manche Verwundung, der unfehlbar der Tod folgt, schmerzt anfangs wenig oder gar nicht, bis die Eiterung oder sonstige Folgen hinzutreten, während andere, je nach der Verletzung der Organe, die furchtbarsten Schmerzen verursachen. So z. B. sah ich am Tage von Palestro einen österreichischen Offizier nach dem Gefecht und nach viertelstündigem Rückmarsch lautlos zusammen brechen. Er selbst mußte nichts davon gewußt haben, daß er seinen Tod, eine Kugel in der Brust trug. Ich verwahre mich ausdrücklich den Aerzten gegenüber; ich spreche nur von den äußern Erscheinungen, fordere die Aerzte vielmehr auf, ihre Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, und bitte sie um Nachsicht, wenn ich aus Irrthum einen Frevel auf ihrer Domäne begehen sollte.

Vergleicht man die Leiden, die Schmerzen, welche der Mensch im Frieden, in seiner Häuslichkeit, auf seinem Krankenbette erduldet und den Seelenzustand, in welchen sie ihn versetzen, mit den Leiden, welche er auf dem Felde der Ehre zu ertragen hat, so erscheint es auffallend, wie dasselbe Individuum, das durch einen hohlen Zahn zur Verzweiflung gebracht werden kann, die durch Blei oder

Stahl hervorgebrachten Wunden und Schmerzen mit solcher Ruhe erträgt.

Es ist die veränderte Umgebung, das Bewußtsein der Ehre, ein gewisser Stolz, der dem Individuum im Felde den Muth der Schmerzen einflößt, während es sich zu Hause durch viel geringere Leiden zum unglücklichsten Menschen stempeln läßt. Ich habe einen Landwehr-Offizier gesehen, der vor einigen Jahren durch einen Beinbruch zu den rührendsten Klagen gebracht wurde, dem wochenlang die Thränen in den Augen standen. Und diesen selben Offizier sah ich in der letzten Campagne am Tage nach der Schlacht im Lazareth liegen — man hatte ihm dasselbe Bein amputirt. Er reichte mir von seinem Lager freundlich und lächelnd die Hand und meinte: „Es ist am Ende gut, daß ich das Unglücksbein los bin, denn es wäre mir doch noch was daran passirt!" — Wenige Tage darauf war er todt.

Auch der National-Charakter spielt natürlich seine bedeutende Rolle. Nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung waren es die orientalischen Stämme, welche mit der größten Entsagung die ärgsten Schmerzen ertragen. Wie in dem Charakter der Orientalen überhaupt etwas Passives, ein Talent zum Martyrium liegt, das ihnen angeboren und durch ihren Glauben sowol wie durch die Misbräuche ihrer Staatsverfassung anerzogen wird, so äußerte sich dies auch im Donau- und Krim-Kriege.

Die untern Klassen im Orient sind immer die Leidenträger, gewohnt, von Jedem geknutet und mit Fußtritten regalirt zu werden. Der Pascha und der Mudir lehren

sie täglich, daß sie nur da sind, um gemißhandelt zu werden. Größern Einfluß noch hat auf sie der Fatalismus, die Lehre, daß „Alles geschrieben stehe."

Als ich unter dem jetzt seligen Omer Pascha den Donau-Krieg mitmachte, sagte mir ein türkischer Offizier: „Und wenn dort drüben vor uns hundert Feuerschlünde ständen, ich würde auf sie losgehen, denn ich falle nur, wenn es geschrieben steht, und steht es geschrieben, so kann ich nichts an meinem Schicksal ändern."

Damals glaubte ich in meinen noch sehr grünen Anschaunngen, es sei kein Soldat des Abendlandes im Stande, die entsetzlichsten Zerfleischungen so lautlos, in so bewundernswerther Fassung zu ertragen wie der türkische. Später lernte ich anders denken.

Wenige Jahre darauf sah ich im italienischen Kriege die Nachbarn dieser armen, aber an der Donau immer siegreichen Türken, die Slaven der Militairgrenze, jene strammen, schönen Grenzer-Regimenter, jene Slovaken und Kroaten, mit denen wir auch 1866 in Böhmen Bekanntschaft machen sollten. Ich lernte damals unter den Sereschanern und ihren Nachbarn Menschen kennen, die im Stande, mit der kaltblütigsten Grausamkeit das Kind aus dem Mutterleibe heraus zu reißen, aber in Jammern und Wehklagen ausbrachen, wenn ihnen ein Finger verletzt ward. Dieselbe Feigheit und Weichlichkeit haben sie vielfach auch im italienischen Kriege an den Tag gelegt.

In Schleswig-Holstein, in Böhmen und in Frankreich lernte ich erkennen, daß der preußische und deutsche Soldat dem Orientalen im Ertragen der Schmerzen nichts

nachgibt. Er kennt keinen Fatalismus, keine Constellation; nur die Disciplin, die Soldaten-Ehre ist es, die ihn im größten Leiden standhaft macht. Dasselbe Ehrgefühl, das ihm untersagt, selbst wenn er vom Helden gar nichts in sich fühlt, im Gefechte sich dem Nebenmann oder gar seinem Unteroffizier gegenüber eine Blöße zu geben, sich zum Spott seiner Kameraden zu machen, dasselbe durch den Dienst in ihm gestählte Gefühl wird ihm auch den Mund schließen, wenn er mit zerschmetterten Gliedern auf der Bahre oder der Matratze liegt.

Ich wage nicht in dieser Richtung ein Urtheil über die Franzosen auszusprechen, denn in dieser wetterwendischen Nation ist Alles ohne Regel. Wohl habe ich in der Krim, in Nordafrika, in Italien und in Frankreich viel französische Verwundete gesehen, aber ich habe immer gefunden, daß ihre Charaktere sich in so kritischen Lagen ganz nach der Verschiedenheit ihrer Provinzen äußerten. Elsaß, Lyon, die Normandie und Bretagne sind im Charakter ganz verschiedene Elemente, am besten gekennzeichnet durch ihr äußeres Auftreten. Jene zwei riesigen elsasser Kürassiere traten in der Gefangenschaft auf der Insel bei Sedan zu den preußischen Offizieren und baten: „Geben Sie uns doch was zu essen; die kleine Franschose da haben uns Alles weggefresse.“ Diese Riesen hatten sich von den „kleine Franschose“ großmüthig ihre Nation wegnehmen lassen.

Der Italiener, mit Ausnahme des Lombarden und vielleicht des Römers, ist als verwundeter Soldat ebenso schlecht, wie er es als gesunder ist. Ich habe dies nur

im Garibaldi'schen Feldzuge beobachten können. Im italienischen Kriege 1859 war dazu wenig Gelegenheit, denn General Gyulai gab alle Schlachtfelder verloren und ließ stets die eigenen Verwundeten im Stich, die er nicht mit auf seinen Rückzug nehmen konnte. Schlachtfelder studiren kann man nur auf Seite des Siegers. Bei Königgrätz waren die Sanitätsanstalten der Oesterreicher so ungenügend, daß die Verwundeten bis unter die Festungswälle sich hinschleppten und vergeblich um Einlaß flehten; Hunderte wurden auf unserm rechten Flügel noch am andern Morgen aus den Kornfeldern aufgelesen, deren Klagen und Jammern zu unsern Bivouaks heraufdrangen. Ich hatte in diesem Feldzuge Gelegenheit, eine Eigenthümlichkeit einiger slavischer Stämme zu beobachten. Schon in dem ersten Gefecht bei Hühnerwasser, als sich Gondrecourt mit seinen 32. Feldjägern durch den Wald auf Weißleim und Münchengrätz zurückzog, mußten unsere Krankenträger die ganze mit hohem Farrnkraut durchwucherte Waldung absuchen; denn die Verwundeten hatten sich vielfach, anstatt sich den Händen der feindlichen Aerzte anzuvertrauen, wie ein krank geschossenes Wild in das Waldesdunkel geschleppt, um dort elend zu verenden.

Nichts erklärlicher, als daß der Bildungsgrad der Verwundeten wie im normalen, so auch im anormalen Zustand von bedeutendem Einfluß ist. Wie im Frieden, so wird auch im Kriege der Arzt lieber mit einem gebildeten Kranken zu thun haben, auch ihn leichter heilen können, als den andern. Ein Zuave, der als enfant perdu der Gesellschaft, als liderliches Subject Dienste

genommen, aber wenigstens die gewöhnlichste Volkserziehung genossen hat, selbst ein „Zephyr", der als entlassener Sträfling unter diese Truppe gekommen, wird im Lazareth immer eine andere Miene haben als so ein braunes oder schwarzes afrikanisches Thier, ein Turco.

Auf meiner letzten Nilreise hatte ich einen Schwarzen aus Nubien unter der Mannschaft meines Schiffes. Abdallah hieß das Vieh. Dieses Krokodil schlug immer zähnefletschend auf die armen Fellahs, die in den Kanälen meine Barke ziehen mußten, kroch aber winselnd zusammen, wenn der Machmur ihm selbst mit dem Kurbatsch drohte. Es ist immer zweierlei: Andern Leid zufügen und es selber tragen. Es liegt aber in dem militärischen Geist unsers Jahrhunderts, daß wir Beides mit dem größten Stoicismus thun. Der Artillerist, der sich freut, wenn seine Granate mitten in die feindliche Batterie eingeschlagen und Arme und Beine in die Luft geschleudert hat, darf nicht jammern, wenn im nächsten Augenblick eine Bombe in seine eigene Batterie schlägt und ihm die Glieder zerreißt.

Unsere modernen Kriege sind Völker-Duelle. Nach meiner Ansicht handelt es sich in einem Kriege mehr darum, den Gegner unschädlich zu machen, wie eben in einem Duell; ihn nieder zu werfen, nicht wie ein wildes Thier ihn in Stücke zu zerreißen. Diese Ansicht ist aber in der Praxis nicht stichhaltig. Die Artillerie hat sich zur stärksten entscheidenden Waffe ausgebildet und ihre Geschosse verwunden in der Regel nicht, sie tödten, sie zerfleischen. Die Brutalität der Civilisation ließ auf französischer Seite sogar die ein-

zelnen Soldaten auf die scheußlichsten Vernichtungsmittel sinnen. Man lud das Gewehr mit explodirenden Kugeln. Frankreich hat diese Thatsache zwar abzulehnen gesucht, der Bürgerkrieg aber bestätigte sie. Uebrigens bewahre ich selbst unter meinen Curiositäten aus dem italienischen Kriege einen aus einer Zouavenflinte geschossenen Bleibolzen des alten, großen Kalibers. Der Zouave hatte diesen Bolzen am obern flachen Ende dreimal gekerbt; durch den Luftdruck ward aus dem Bolzen eine Lilie und so wurde dieser Bolzen einem österreichischem Jäger wie ein kleiner dreiarmiger Anker aus dem Fleisch geschnitten.

Daß der Krieg in Phasen treten kann, in welchem jeder Kriegsgebrauch aufhört, hat der letzte bewiesen. Als unsere deutschen Soldaten Bürger und Bauern sich gegenüber sahen, die aus dem Hinterhalt ihnen so manchen Kameraden weggepürscht, gab es keinen „Pardon“ mehr. Bei dem Ausfall vom Mont Valérien und namentlich in den Waldgefechten an der Loire wurde von der Erbitterung unserer Soldaten ohne Gnade Alles niedergestochen, was vor das Bajonnet kam.

Es ist im Allgemeinen wahr, daß das französische Chassepot-Blei eine „galante“ Kugel, deren größte Tugend in ihrer rasanten Flugbahn besteht, während sie, in den Körper einschlagend, vielfach um den Knochen herum geglitten. Ihre Form und Leichtigkeit macht sie natürlich rücksichtsvoller als jenes brutale Bleistück der alten Gewehre; die enorme Distance, aus welcher von französischer Seite geschossen wurde, schwächte oft ihre Kraft, obgleich man wiederum gesehen hat, daß sie in kaum glaublicher Ent-

fernung noch zerschmetternd gewirkt. So z. B. schlug bei Gravelotte in unsere Batterie eine Flintenkugel in das Bein eines unserer Offiziere, während wir eben plaudernd dastanden. Es konnte notorisch in diesem Augenblick kein Feind in der Tragweite des Chassepot uns gegenüber sein, aber die Thatsache war nicht hinweg zu reden. Wir hoben den Hauptmann vom Pferde und legten ihn auf die Bahre. Unsere Zündnadel ist entschieden wirksamer, schon weil sie sicherer geschossen wird; sie macht todter, wie man sich auszudrücken pflegt; aber wie gesagt, es sollte ja, wenn überhaupt die Humanität ihre Berechtigung im Kriege hat — und die hat sie — nur die Aufgabe sein, den Gegner unschädlich zu machen.

Was ist aber die Wirkung unserer Handgeschosse gegen die unserer Vernichtungsmaschinen, der modernen Geschütze! Im Gewehrkampf sieht man die Verwundeten, die Todten einzeln hinsinken, gruppenweise wol auch, wo der Kampf am heißesten gewesen. Die letzteren liegen wie sie hingesunken oder wo sie sich sterbend noch hingeschleppt. Dem Einen ist das Leben jäh entflohen; er hat vielleicht nicht mehr die Zeit gehabt, die Hand zur Wunde zu führen; er ist vielleicht in der Hitze des Kampfes kaum gewahr geworden, daß er tödlich verwundet, und brach schnell zusammen. Seine Lage ist die des Unwillkürlichen, seine Gesichtszüge sind stehen geblieben wie er dahingesunken. Diese Züge haben stets etwas Dramatisches und gleich nach dem Kampf erscheinen sie wie die einer Wachsfigur, keineswegs unschön, aber leblos; nicht erschreckend

starr, nur todt, erstarrt inmitten der leidenschaftlichen Action, die ihr Gepräge zurückgelassen.

Bei Problus sah ich während der Schlacht von Königgrätz am Wege unter den Kirschbäumen eine seltsame Gruppe. Ein Oesterreicher war auf die Knie gesunken und stützte die linke Hand rückwärts auf die Leiche eines daliegenden Kameraden. Das Bajonnet eines Preußen war ihm durch die Brust gedrungen. Vor ihm kniete der Preuße, noch das Gewehr in der Hand haltend, im Rücken durch eine Kugel getroffen. Die Todtengruppe hielt sich so aufrecht durch das Bajonnet. Kein Wachsfiguren-Cabinet konnte eine so wirksame Scene aufbieten.

Die Lage des Todten ist natürlich durch die Stelle bedingt, wo er getroffen worden. Die meisten liegen, vorn getroffen, namentlich im Kopf, auf dem Gesicht, andere den Kopf auf den Arm gebettet, andere auf den Rücken. Die Lage ist im Allgemeinen unberechenbar, denn der Todeskampf hat sie verändert, verzerrt, und je nach den überwundenen Schmerzen sind auch die Mienen entstellt.

Es ist rührend, einen Todten zu sehen, der sich zum Grabenrand geschleppt, sich auf denselben gebettet, die Hände über der Brust gefaltet und mit dem Gedanken an die Theuren in der Heimath verschieden ist. Wie das Auge brechend in den klaren Himmel hinaufgeblickt, so ist es stehen geblieben, und auf den Lippen ist noch im Tode der Gruß zu lesen, den sie geflüstert, als ihnen der letzte Hauch entfloh.

Auf dem Knaben-Antlitz französischer Franctireurs sah ich häufig noch im Tode jenen kindlichen Ausdruck,

der nichts bedeutet als eben die harmlose Jugend, die hier das eiserne Spiel gespielt. Keine Sorge stand auf dem Gesicht, vielleicht sogar der Stolz des jungen Gemüths, für das Vaterland gestorben zu sein.

Auf vielen Todtengesichtern des Schlachtfeldes liegt eine unendliche Sanftmuth, oft das Gebet selbst, oft wol ein Zug von Zufriedenheit, der sich bildete, als die Schmerzen aufhörten und das Leben dahinschied. Der Sterbende war sich vielleicht nicht mehr seiner Lage bewußt. Viele sind entsetzlich, bis zum Grauen verzerrt. Man sieht, wie der Schmerz in ihren Eingeweiden, in ihrem Mark gewüthet; der Sterbende hat sich die Kleidung von den Gliedern gerissen und die klaffende Wunde, von Blut umquollen, starrt uns entgegen. Noch entsetzlicher, wenn dieses Gesicht schon im Leben ein häßliches war. Ein garstiger, brandhaariger Kopf mit rothem Bart, der Verzweiflung in den verzerrten Gesichtszügen und der rothen Wunde im Kopf ist ein grauenhafter Anblick. Die Züge sind im Schmerze stehen geblieben, das Auge starrt mit widerwärtigem Ausdruck; die Hände sind im Schmerz geballt. Man sieht, das Leben hat die Häßlichkeit eines solchen Gesichts gemildert, jetzt ist es ganz Häßlichkeit, ganz grinsende Larve.

Die meisten Gesichter der Todten gleichen denen eines uns im Eisenbahn-Coupé gegenüber eingeschlafenen Passagiers. Man sieht sich das Gesicht desselben an und denkt sich: wie häßlich der Mensch ist! Und wenn der Schlummernde erwacht, ist er ein passabel hübscher Mann. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Todten mit offenem Auge schlafen.

Am Tage des Gefechts und selbst am nächsten noch haben die Todten meist einen sanften Ausdruck, sofern die Agonie sie nicht entstellt hat. An den folgenden Tagen — decken wir den Mantel über sie, welchen der Kamerad so gern über ihr Antlitz legt, wenn die Todtengräber die Arbeit nicht leisten können und die armen Opfer wie bei Gorze und Gravelotte acht und vierzehn Tage unter Regen und Sonnenbrand daliegen müssen.

Soweit das Blei und das Bajonnet gewüthet, ist psychologisches Interesse auf dem Schlachtfeld; wo die Artillerie gehaust, ist starres Entsetzen. Kein Schlachtfeld der ganzen Campagne bot dieses in solchem Maße, wie das von Beaumont. Hier hatte unsere Artillerie bekanntlich zwei große französische Lager beworfen, in welchen die Franzosen am hellen Mittage ohne Posten-Ausstellung beim Abkochen überrumpelt waren.

Mehrere Granaten waren zwischen die Zelte gefallen und hatten ganze Rotten durch ein einziges Geschoß zerfleischt. In Gruppen lagen die gräßlich verstümmelten Leichen neben einander, wie sie von den Eisensplittern zerrissen und hingeschleudert worden. Alles zeugte von der jähsten Flucht aus diesem ersten Lager in das zweite; Alles war grauenvolle Unordnung und Verwüstung.

Als wir in das Lager kamen, fanden wir noch die Gamellen auf dem Feuer, die Kartoffeln, die Fleischstücke und die Reisportionen in den Kesseln. Alles war zurück gelassen, das ganze Lager mit verstümmelten Menschen- und Pferdeleichen bedeckt.

Es überschreitet die Berechtigung des Erzählenden,

den Zustand dieses Todtenfeldes zu schildern, denn hier ist nichts als die furchtbarste Fleischerei, deren Anblick zu malen eine Verletzung des Lesers sein würde. Wir dürfen Alles schildern, was Leben ist; aber den Tod zu malen, das hat seine bestimmten Grenzen. Nur dem Arzte dürfte dies, wie gesagt, gestattet sein, indem er aus der physischen Zerstörung die Wirkung auf die Seele des Sterbenden schildert.

Auf dem Schauplatz der Artillerie-Verwüstung ist eben nichts als Metzgerei, und doch gehört der Artillerie das Jahrhundert. Lebe im tiefsten Frieden, Leser; baue dir ein Haus und ziehe hinein, um mit den Deinigen in Ruhe und Glück zu leben. Es bricht ein Krieg aus und da kommt ein Artillerist, fährt seine Kanone auf, schießt dir dein ganzes Haus zusammen und begräbt dich obenein mit den Deinigen unter der Ruine.

Vielleicht habe ich den Nerven des Lesers schon zu viel zugemuthet. Ich rede deshalb nicht von der schweren Arbeit des Auflesens der Todten, von der Begrabung und der rührenden Leichenfeier. Nach dem schweren Waffentanz folgt nicht immer die Ruhe. Die aus dem Gefecht kommenden Regimenter bivouakiren vielleicht stundenweit entfernt; die Todten werden von Anderen aufgelesen und mit den übrigen bestattet. Und so liest man denn selbst auf den flüchtig gezimmerten Särgen der Offiziere oft mit Kreide geschrieben: „Unbekannt. Regiment Nr.*“. Man erkannte das letztere nur an den Achselbändern; den Namen wußte Niemand und vergeblich vielleicht suchten die Angehörigen nach der Leiche des Theuersten.

Zahllose rührende Momente aus dem Reich des Todes könnte ich erzählen. Nur eins zum Schluß. In einem großen Lazareth vor Paris lag der Hauptmann *. Seine Wunde war anfangs ungefährlich, verschlimmete sich aber plötzlich, vielleicht durch endemische Einflüsse, an denen man in diesem Feldzuge viel Erfahrungen machte.

Eines Abends sitzt der Chef-Arzt des Lazareths bei der Lampe an seinem Arbeitstisch. Ein Offizier tritt in den halb dunkeln Saal zu ihm und fragt, in welchem Zimmer der Hauptmann * liege.

„Hauptmann *?“ fragt der Arzt. „Der ist heute begraben?“

Ein Schmerzensschrei dringt von der Thür des Saales herüber. Die junge Gattin des Todten war eben eingetroffen, um ihren Gemahl zu pflegen, und hatte sich von einem Kameraden desselben ins Lazareth führen lassen. Ohne Ahnung von dem bedenklichen Zustande ihres Gatten kam sie zu spät. Fremde Hände hatten ihm bereits das Auge zugedrückt.

VI.

Franctireurs und Vengeurs.

Es können selbstverständlich nur Zickzack-Züge sein, die ich hier erzähle, nachdem ich in meinem Tagebuche die

Ereignisse des Krieges fast Stunde für Stunde aufgezeichnet — Stimmungsbilder, Scenen und Episoden, wie sie mir frisch in der Erinnerung auftauchen.

Darunter ist eine Stimmung, die ich niemals vergessen werde, weil sie aus unvergeßlichen Situationen entsprang, aus jenem unvermeidlichen Aufenthalt inmitten der Franctireurs.

Frankreich, das an der Spitze der Civilisation, der Universalbildung, des Uebermuths und der Selbstbewunderung marschirte, zeigte in der Zeit der Prüfung, daß es in einer Kindheit lag, in welcher das Unglück kaum eine andere Nation gefunden haben würde.

Ich habe schon früher viel und häufig aus Frankreich, namentlich aus Paris geschrieben, aber Alles nur von der Oberfläche des so heftig pulsirenden französischen Volkslebens. Ich habe diese Nation seit zwölf Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt, kannte und kenne sie in allen ihren Zügen, und seit ich im Frühjahr 1867 in Paris bereits meinen Koffer gepackt, um nach Luxemburg zu gehen, um dessentwillen der Krieg mit Preußen unvermeidlich schien, seitdem war ich der festen Ueberzeugung: der Kampf, der damals nicht zum Ausbruch kam, war nur aufgeschoben und die Gelegenheit zum Blutvergießen, die den Franzosen damals entging, als Preußen sich nachgiebig zeigte, diese Gelegenheit mußten sie um so freudiger ergreifen, wenn sich auch nur der Schatten eines plausibeln Grundes wieder darbot.

Wie viel blasse Renommage mußte ich damals in Paris anhören! Diese Nation war im Begriff, die Welt-

ausstellung zu eröffnen, sie hatte die ganze civilisirte und nicht civilisirte Welt eingeladen, ihr alle Producte des menschlichen Fleißes oder der großen Gottesnatur nach Paris zu senden, ihr also die kostbarsten Erzeugnisse anzuvertrauen — und in demselben Augenblick war sie bereit, den Krieg mit Preußen zu beginnen!

Und wie gut sie es mit uns im Sinne hatten! Im Café du Helder, dem Offizier-Kaffeehause, „frottirte" man die Preußen bereits; vom General bis zum jüngsten Sous-Lieutenant war Alles der festen Ueberzeugung, daß man die preußische Armee beim ersten Angriff über den Haufen rennen werde.

Zum Unglück für Frankreich ward nichts daraus. Aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Frankreich mußte ins Verderben rennen. Selbst als Alles schief gegangen, als die Armeen dieser großen Nation auf allen Punkten geschlagen und auf der Flucht waren, gingen diesem eiteln Volke noch nicht einmal die Augen auf.

„Wir sind nur verkauft, verrathen!" hieß es überall. Die Vernünftigsten waren unvernünftig genug, zu behaupten, die Deutschen hätten nur mit Hülfe von Verrath gesiegt; übrigens sei es ein Skandal, daß Deutschland mit einer solchen Uebermacht angegriffen habe. Nach ihrer Meinung war auch das Verrath, jedenfalls war es gegen alle Verabredung, eine so glorreiche, nie besiegte Nation mit einer solchen Uebermacht heimzusuchen.

Keiner wollte den Krieg gewollt haben; alle Schuld ward auf Napoleon geworfen. Allerdings hatten sie einen solchen Krieg nicht gewollt, denn was sie wollten, das

war eben nur eine Befriedigung ihres maßlosen Ehrgeizes, ihrer Selbstüberschätzung, für die sie die furchtbarste Strafe erlitten.

Und was thaten sie in dieser Ueberzeugung ihrer Unbesiegbarkeit? Sie riefen das ganze Volk auf, sie bewaffneten die ganze Nation, um den Feind hinauszutreiben. Die Armee war verrathen worden; ein Volk konnte nicht verrathen werden.

So entstand das Freischützen-, das Franctireur-Wesen, um die Leute noch unglücklicher zu machen, als sie schon waren. Nur die höchste Verblendung konnte noch Rettung erwarten durch die Schilderhebung ungeschulter Bürger und Bauern, die niemals ein Gewehr in der Hand gehabt hatten!

Ein Anderes wäre es hiermit bei uns gewesen, wo Jeder, der seine gesunden Glieder hat, durch die allgemeine Wehrpflicht in den Waffen geübt ist, wo der Bürger, der Bauer den Dienst und die Disciplin kennt.

Zu Hunderttausenden wurden also die Gewehre, meist die sogenannte „Tabatière", sogar Flinten mit Steinschlössern, in allen Dörfern vertheilt. Wie das unter unsern Augen geschehen konnte, ist mir oft ein Räthsel gewesen; die meisten Dörfer waren schon mit Gewehren versehen, ehe wir in dieselben einrückten; viele aber wurden noch bewaffnet, als unsere Vorposten sie besetzten.

Den Namen Franc-Tireur erhielten diese Bürger-Soldaten nach einer vor einigen Jahren in Frankreich gestifteten Schützengilde, die unserer alten deutschen Sitte nachgeahmt war. Dieselbe hatte sich in den Vogesen ge-

bildet und präsentirte sich dem übrigen Frankreich, der Hauptstadt Paris, während der Industrie-Ausstellung von 1867.

„Les Francs-Tireurs des Vosges!“ hieß es plötzlich in Paris, als auf den Boulevards eine dichte Menschenmenge zusammenlief. „Les Francs-Tireurs!“ Kein Pariser wußte, was das für Leute seien. Alles eilte, um sie zu bewundern.

Und da stand denn eine Compagnie von bärtigen Männern in unserm leinenen Turner-Costüm, nach Art unserer Turner den Calabreser auf dem Kopf, Gamaschen an den Füßen. Ich hätte darauf wetten mögen, diese Leute seien eben von einem Frankfurter Schützenfest gekommen, wenn sie nicht die Francs-Tireurs des Vosges gewesen wären, die nach Paris kamen, um sich anstaunen zu lassen.

Als nun 1870 die Noth die Franzosen beten, oder vielmehr schießen lehren sollte, als die National-Bewaffnung vor sich ging, wählte man sehr erklärlich den Namen dieser Schützengilde. Franctireur war Alles, was eine Flinte im Hause, im Keller oder im Stalle unter dem Stroh versteckt hatte. Patrioten stellten sich in den Dörfern, in den Städten an die Spitze ihrer Mitbürger oder Mitbauern, verabschiedete französische Offiziere weihten sie in die Geheimnisse der Schießkunst ein, übernahmen das Commando; Gutsbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, die Blut genug in den Adern fühlten, um den Helden spielen zu wollen, Phantasten, die sich in komödiantischem Costüm gefielen, riefen die kleinen Corps zu großen Thaten auf und organisirten den Guerillakrieg.

Das Terrain war vielfach hierzu sehr günstig, die Vogesen, der Argonner Wald und andere Striche boten den Franctireurs das günstigste Feld zu kleinen Operationen, zu Ueberfällen, zum Beschleichen unserer Feldwachen, zum Abfangen unserer Nachzügler, zum Wegfangen unserer Feldposten; aber was sie Großes und Entscheidendes leisten sollten gegen die ungeheuern Colonnen der Deutschen, die sich nach Frankreich hineinwälzten, das war nicht zu begreifen, und in der That leisteten sie gar nichts, die einzelnen Ueberfälle unserer Etappen-Commandos oder sonstige Buschkläppereien abgerechnet. Wohl aber erzeugten die letztern in unsern Soldaten nach und nach, namentlich später an der Loire, eine Erbitterung, eine Wuth, die von keinem Pardon mehr etwas wissen wollte und schonungslos Alles niederstach, was vor das Bajonnet kam.

Eine ganze Reihe von Gehöften, Dörfern, sogar kleinen Landstädten ist als Opfer des Franctireur-Wesens in Schutt und Asche verwandelt worden. Ein einziger Schuß, aus dem Fenster auf unsere Truppen abgefeuert, ward mit dem rothen Hahn auf dem Dache bestraft.

Man ließ es deutscherseits nicht an Mahnungen fehlen, aber gefruchtet haben dieselben wenig. Eben kam vielleicht die Nachricht in ein Dorf, die Preußen hätten einen Nachbar-Ort in Brand gesteckt, und eine Stunde darauf loderte die Flamme auch in diesem Dorfe auf, weil Niemand von jenem abschreckenden Beispiel Notiz nahm. Mochte die Bevölkerung eines Dorfes selbst wissen, daß ganze Regimenter in Anmarsch seien, das hinderte die Fanatiker nicht, im Hinterhalte liegend die feindliche Spitze zu er-

warten, einige Schüsse auf sie zu feuern, vielleicht einige Soldaten mehr oder minder zu verletzen, und dann das Weite zu suchen. Um den Preis, einen einzigen feindlichen Soldaten getödtet zu haben, opferten die Franctireurs ein ganzes Dorf, brachten sie, wenn es ihnen gelang, sich selbst zu retten, ihre Nachbarn vor das Kriegsgericht, in deren Hause bei der Nachsuchung verborgene Waffen gefunden wurden.

Namentlich unsere Patrouillen waren stets die Zielscheibe dieser Helden. Eine Reiterpatrouille, einige Ulanen oder Husaren ziehen sich einzeln an einem Waldessaum vorüber. Plötzlich fallen Schüsse aus demselben. Ein Reiter stürzt, der andere sucht das Weite oder sprengt zurück, um Hülfe zu holen.

Gleich darauf sucht die Infanterie den Wald ab. Man schleppt ein Dutzend Patrone in blauen Kitteln heraus, denen man die Gewehre abgenommen und die Arme auf den Rücken gebunden hat, armselige Kerle — vielleicht schon mit grauem Haar oder kahlem Schädel, den die bekannte französische Zipfelmütze bedeckt.

Der Commandeur macht kurzen Prozeß mit ihnen. Er läßt sie abführen. Gleich darauf hört man ein kurzes, schnelles Gewehrknattern und zwölf Leichen liegen im Graben oder am Fuß einer Mauer.

Vielleicht waren sie Familienväter. Ihre Weiber, ihre Kinder sind brotlos und verwaist. Wer hieß sie, mit einem einzigen Flintenrohr in ungeschickter Hand gegen eine Armee kämpfen! Das Kriegsgesetz ist unerbittlich.

In Villeneuve St.-Georges hatten die Soldaten die

Kriegsgerechtigkeit in kurzen, derben Worten an die Wand eines Hauses geschrieben, vor dem, wenn ich nicht irre, ein Galgen aufgerichtet war. „Hier ist das hochnothpeinliche Halsgericht. Hier wird kein Spaß verstanden", hieß es in großen Buchstaben an der Wand.

Wie oft, wenn ich mit der Spitze unserer Truppen in ein Dorf hinein, an einem Park vorüberzog, sausten uns aus den Fenstern, zwischen den Bäumen heraus die Kugeln über die Köpfe. In der nächsten Minute ward schon Justiz geübt. Was diese Wahnsinnigen bezwecken wollten, begreift kein Mensch. Nur der Haß konnte sie zu solchen Thorheiten treiben.

Die Baiern hatten für solche Fälle, wie man sich scherzweise erzählte, ihre „Zündhölzel-Compagnie", die schnell mit einem Dorfe fertig war, wenn es dem Kriegsgesetz verfallen.

Die ersten verhängnißvollen Proben der Francitireur-Thätigkeit erlebte ich während der Schlacht von Sedan bei den Baiern, wie ich dies flüchtig schon an jenem Tage erzählt habe.

Wir standen um Mittag am Eingange des Städtchens Bazeilles, das eben von Douzy aus genommen worden war.

Die französische Marine-Artillerie hatte diesen Ort tapfer vertheidigt, ihn aber endlich räumen müssen. Unsere Artillerie hatte in Bazailles ein Haus in Brand geschossen, von welchem schon am Morgen eine dicke, schwarze Rauchwolke aufstieg.

Der Kampf wüthete in und hinter dem Wäldchen, das Bazailles von Balan, der Vorstadt Sedans, trennt.

Die Baiern waren eben zurückgeschlagen worden und sammelten sich zu wiederholtem Angriff. Verwundete wurden aus dem Kampfe hierher getragen, die Aerzte waren in heißer Thätigkeit.

Plötzlich fielen Schüsse aus mehrern Fenstern auf uns herab, sogar die Länge der Straße wurde von Kugeln bestrichen. Der Feind war längst hinausgetrieben, denn der Kampf tobte auf dieser Seite um Balan.

Mehrere bairische Krankenträger wurden von den Kugeln getroffen. Dieselben kamen aus den Häusern. Die Häuser wurden gestürmt, aber keiner der versteckten Schützen war zu finden.

Im nächsten Augenblick schon leckte die Flamme an den Vorhängen der Fenster hinauf. Hüben und drüben, auf beiden Seiten der Straßen drangen Rauchsäulen aus den Dächern.

Bald kamen bairische Soldaten die Straße herauf und erzählten, es werde dort unten aus vielen Häusern, sogar von dem Thurm der Kirche herab geschossen, man habe einen Priester in derselben mit der Flinte in der Hand erfaßt und ihn sofort füsilirt.

In Zeit von einer halben Stunde stand dieses ganze reizende Städtchen in Flammen. Die Lohe wüthete dermaßen, daß sich unsere Augen entzündeten. Ein einziges Flammenmeer unter einer glühenden Sonne; ein einziger dichter Rauchknäuel von rothen und gelben Flammen durchzuckt — es war ein furchtbarer Anblick!

Noch einmal gingen die Baiern vor. Noch einmal

wurden sie zurückgedrängt. In Bazailles stürzten bereits krachend die Dachstühle zusammen, ganze Mauern fielen in die Straße; enorme Steinblöcke brachen mit betäubendem Getöse auf das Pflaster herab.

Nur das ganz zu Anfang des Städtchens liegende Schloß, in welchem das Lazareth meines verehrten Freundes, des Doctor Friedrich, errichtet war, blieb verschont. Alles Uebrige war eine Gluth, eine Lohe, eine Ruine. Acht Tage lang lagerte über diesem reizendsten Punkt der Ardennen, mit allen seinen Villen und Landhäusern, eine dichte, dunkle Wolkenschicht, der Rauch der verkohlenden Ruinen, verwüstet durch den Wahnsinn einiger Fanatiker.

Noch heute lese ich mit Wehmuth den Namen Bazeilles auf der Landkarte. Aber Bazeilles existirt nicht mehr.

Schrecklicher noch! Am nächsten Morgen, als ich den Weg von Bazeilles nach Balan passirte, waren die bairischen Soldaten eben im Begriff, mehrere Individuen aus einem Hause herauszuschleppen. Ich sah einen Burschen und ein Mädchen von kleiner schmächtiger Gestalt.

„Sie haben soeben aus den Kellern auf uns geschossen!“ riefen die erhitzten Soldaten. „Schießt sie nieder!“

Und im nächsten Augenblick knallten ein paar Schüsse und am Grabenrand lag der Bursche, das Weib zwischen andern Leichen, zwischen den vor zerschmetterten Geschützen und Protzkästen liegenden todten Pferden, die eine förmliche Barrikade im Wege bildeten.

Selbst ein Weib hatte der Fanatismus verleitet, noch auf unsere Soldaten zu feuern, als der Kampf zu Ende, als die Deutschen überall das Schlachtterrain inne hatten und die Festung Sedan rettungslos umschlossen war.

Ich begreife so vollkommen die Wuth des vom Kampfe erhitzten Soldaten, wenn ihm, der seine Brust schon dem Blei des Feindes auf dem offenen Schlachtfelde bietet, plötzlich aus dem Hinterhalt, von heimlicher Mörderhand geschickt, die Kugeln um den Kopf fliegen.

Erging es mir doch selbst einmal so bei Digny, wo gegen Abend zwei Schüsse aus einem durch eine niedere Hofmauer umgebenen Bauernhause auf mich herabfielen. Das davor liegende Dorf Ardelles war eben erst niedergebrannt, und trotzdem mußte man in ganz unmittelbarer Nähe ein gleiches Schicksal auf sich herab beschwören.

Bald darauf begegnete mir der Chef der Gerechtigkeit unserer Armee-Abtheilung.

„Herr Justizrath; darf ich ein Haus anzünden, wenn man aus demselben auf mich geschossen hat?“ fragte ich scherzweise. Innerlich hatte ich aber in jenem Moment einen furchtbaren Grimm und also ernstliche Lust zum Brandstiften verspürt und mein Bursche sogar schon nach einem Feuerzug gesucht.

„Nein, das dürfen Sie nicht. Sie stehen unter dem Kriegsgesetz!“ antwortete der Justizrath.

„Aber das Kriegsgesetz sagt ja: „Wenn aus einem Hause auf dich geschossen wird, so sollst du es anzünden!““ wandte ich ein.

„Na, das wollen wir doch lieber nicht so streng nehmen!“ meinte der Mann des Rechts. „Kommen Sie; trinken Sie ein Glas Wein mit mir und kühlen Sie Ihren Rachedurst!“

Noch heute erinnere ich mich eines humoristischen Moments, der trotzdem seinen brandigen Hintergrund hatte.

Wir lagen, nachdem die Baiern durch Aurelles de Paladine aus Orleans vertrieben worden, in Imonville, einem armseligen Dorfe, wie es fast alle Dörfer in der Beauce sind.

Ein halbes Dutzend Chevauxlegers-Offiziere lag in einer großen schmutzigen Bauernstube, die ganz mit Stroh bedeckt war. In dem Kamin kochte die Bouillon; an einem langen Tisch in der Ecke saß man und trank sauern Wein.

Die Offiziere empfingen mich mit Erstaunen. Sie hatten gehört, ich sei von Franctireurs erschossen worden. Wie dieses Gerücht entstanden, ist mir nie klar geworden, möglicherweise dadurch, daß in der Nähe von St. Germain ein paar Kerle, Franctireurs natürlich, einen vergeblichen Angriff auf mich machten. Ich bedauere, daß ich unschuldigerweise im Hauptquartier Veranlassung gegeben, zur Aufsuchung meiner Leiche oder meiner Mörder Recherchen anzustellen.

Wir lagen also in der Bauernstube von Imonville so ziemlich angesichts des Feindes. Es war bitter kalt; das nasse Holz im Kamin wollte nicht erwärmen; man lagerte sich also marschbereit im Stroh.

Neben mir lag ein Rittmeister, der mir erzählte, wie er vor einigen Tagen mit einer seiner Patrouillen in den Straßen von Beaugency mit Schüssen empfangen worden sei.

Mein Rittmeister ward danach schweigsam und blies den Rauch seiner Cigarre gedankenvoll in die Luft. Wir unsererseits erwarteten nur die Meldung der Recognoscirungen, um eventuell weiter zu marschiren.

Plötzlich richtete sich der Rittmeister neben mir halb auf und streckte die Faust in die Höhe.

„Schaun's", rief er, „wann wir wieder nach Beaugency kommen, da g'schicht was!"

So lange hatte er über diesen Ueberfall nachgedacht, bis er seinem rachsüchtigen Herzen Luft machen mußte. Ich sah natürlich schon den ganzen Ort in Flammen.

Die Baiern hatten überhaupt einen Zahn auf Beaugency. Denn während General v. d. Tann den alten Fuchs, Herrn Thiers, mit welchem er bei dem noch schlauern Kirchenfuchs, dem Bischof Dupanloup geplaudert, durch eine Escorte in der liebenswürdigsten Weise nach Beaugency bringen ließ, von wo Thiers sich weiter nach Tours begeben sollte — während der Zeit hatte die französische Loire-Armee in aller Heimlichkeit ihre Aufstellung genommen, und an demselben Abend noch mußte v. d. Tann durch einen Nachtmarsch seine Truppen aus Orleans herausziehen, um nicht umzingelt zu werden.

Ich glaube, die Baiern haben dem listigen kleinen Diplomaten, der im Schafpelz eines Vermittlers kam und ging, noch heute den Streich nicht vergessen, welchen er

ihnen damals, offenbar im Einverständniß mit dem General Aurelles de Paladine spielte, denn am andern Morgen wurden sie von diesem angegriffen, und wie klug sich General v. d. Tann auch durch sein Manöver aus der Schlinge zog, er hatte doch den Schmerz, eine Schlappe zu erleiden.

In keinem Districte Frankreichs verriethen übrigens so viel Brandstätten das Treiben der Franctireurs, die Spuren der Einzelrache, also jener exaltirten Dorfbewohner, die sich gern die „Vengeurs" nannten, in dem Maße wie in der Beauce und der Perche.

Mit den Franctireurs war man damals schon nachsichtiger geworden. Man betrachtete sie, sofern sie ein Costüm trugen, daß man nur irgendwie als Uniform ansehen konnte, wie Soldaten, was man anfangs nicht gethan. Indeß war es gleichgültig, ob das Feuern aus den Häusern von Franctireurs oder von Bauern überhaupt geschehen. Jedes Haus, aus welchem geschossen worden, war dem Kriegsgesetz verfallen, und so marschirten wir denn täglich, stündlich an Brandstätten vorüber.

Zwei Ortschaften waren es namentlich, die hart gestraft wurden, das Dorf Ablis und die Stadt Chateaudun.

Ich weiß nicht, ob wahr ist, was mir mein Wirth in dem dicht bei Ablis liegenden Auneau erzählte. Danach hätte, als die Franctireurs unsere Husaren-Schwadron in jenem Dorfe zur Nachtzeit überfielen, eine Dame einen der preußischen Offiziere gerettet, indem sie, bei der er einquartirt war, ihn versteckte. Als Dank dafür sei natürlich auch ihr Haus mit allen übrigen niedergebrannt worden.

Wäre diese Erzählung begründet, so lohnte es sich wohl, den Thatbestand feststellen zu lassen und dieser Dame von deutscher Seite eine Entschädigung zu gewähren. Indeß, es wurden so viel Räubergeschichten in und um Ablis erzählt, daß auch diese vielleicht dazu gehörte.

Die Bewohner von Ablis waren allerdings zu beklagen, denn nicht sie überfielen unsere Leute, sondern eine Schaar von Franctireurs. Jedenfalls ließen sie den Ueberfall geschehen. Um ihres eigenen Wohles willen hätten sie ihn verhindern können.

Man muß sich übrigens in die unglückliche Lage solcher Leute versetzen, denn retten sie den Feind, so üben sie Verrath in den Augen ihrer Landsleute und gegen dieselben; und retten sie ihn nicht, so lassen sie einen Verrath gegen den die Provinz occupirenden Feind geschehen. In beiden Fällen sind sie übel daran, wie das auch die unglückliche Stadt Châteaudun erfahren mußte.

Wie sah dieses arme, unglückliche Städtchen aus! Hoch von seinem Felsen überragte das alterthümliche Schloß das ganze Châteaudun, weit hinaus blickend auf die Felder und Wälder, auf die fruchtbaren Triften, durch welche der Loir sich schlängelt.

Als ich von Logron nach einem Besuch beim General v. d. Tann mit der bairischen Spitze nach Châteaudun hineinzog, zeigten sich bereits vor der Stadt die Brandruinen. Unsere 22. Division hatte hier arg gehaust, denn die Stadt war von tausend Franctireurs der pariser Legion Aronsohn hinter Barrikaden und durch Feuern aus den Häusern vertheidigt worden. Achtzehn Barrikaden hatten

die Franctireurs, als sie sich in die Stadt warfen, in den Ausgängen der Straßen, namentlich am Eisenbahnhof errichtet. Mochten die Hausbesitzer ihnen ihre Thüren verschließen, dieselben wurden erbrochen; mochte der Maire gegen die Vertheidigung einer offenen Stadt, die nur Unglück auf die Bevölkerung herabrufen konnte, protestiren, der Maire ward abgesetzt und Alles zur Gegenwehr bereitet.

Die Folge war, daß unsere Batterien ihre Granaten in die Stadt warfen, daß — freilich nach hartnäckigem Kampfe — zuerst die große Barrikade am Bahnhof gestürmt, dann die übrigen genommen wurden und der Stadttheil, in welchem der Kampf getobt, den Flammen geopfert ward.

Die Bürgerschaft behauptete hinterdrein, sie habe sich nicht am Kampfe betheiligt, es sei ihr also schreiendes Unrecht widerfahren, als unsere Truppen zur Strafe gerade den reichsten Theil der Stadt in Brand steckten. Ich glaube aber, sie ist nicht so ganz unschuldig, und zwar aus einem Grunde.

Als die Spitze der 22. Division gegen Châteaudun anrückte, hieß es in der Stadt, es seien nur versprengte Theile der „bei Orleans geschlagenen“ Deutschen, welche die Stadt überfallen und brandschatzen wollten; es gelte also, sich gegen diese Marodeurs zu wehren. Zu spät erst sahen sie ihren Irrthum ein.

Unsere Truppen hatten namentlich an der großen Barrikade empfindliche Verluste erlitten, denn es ward aus allen umherliegenden Häusern auf sie gefeuert. Der

einziehende Feind hat weder Lust noch Zeit, erst eine lange Untersuchung anzustellen, wie viel Schuld die Bürgerschaft selbst trage; es wird kurzer Proceß gemacht und der Ordre gefolgt — der rothe Hahn sitzt auf dem Dache.

Châteaudun verdankt also sein Verderben einem kleinen Freicorps, das sich vor der Cernirung von Paris aus der Hauptstadt in die Provinz geschlagen, den sogenannten „Francs-Tireurs Arronssohn, Tirailleurs des Ternes", die in der anmaßenden Ueberzeugung, sich dem Vormarsch des Feindes wirksam entgegen werfen zu können, mit ihrem guten, patriotischen Willen nur das Unglück ihrer Mitbürger in der Provinz bereiteten. Es war dies Corps eine banditenmäßig in dunkles Matrosenblau costümirte, mit Calabresern bedeckte Bande, die sich später in die Armee des Generals Aurelles de Paladine und des Generals Chanzy einreihte.

Alle diese Corps francs und Francs-Tireurs (beide dasselbe) sind zu gar nichts nutz gewesen, weder in Paris noch in den Provinzen. Ueberall gaben sie sich die pompösesten Namen, kleideten sie sich in die räuberhaftesten Costüme; die dem Franzosen so angeborene Komödianterie trieb bei dieser blutigen Gelegenheit den größten Unfug.

So weit ich auf den Schlachtfeldern, in den Lazareths und unter den Gefangenen die Proben dieser Heldencorps gesehen, gab es in Paris folgende Freiwillige: la Légion des Volontaires, Commandant Flachet, les Amis de la France, in kastanienfarbigem Costüm, les Eclaireurs Franchetti, nach ihrem Commandanten genannt, der von einem Bombensplitter getödtet wurde; ein Reiter-

corps mit dunkler Jacke und rothen Hosen, in welches sich namentlich die reichen Flaneurs und petits crevés aufnehmen ließen; les tirailleurs parisiens, commandirt von Lavigne, dunkelblau mit gelben Aufschlägen und weißen Gamaschen, die niemals fehlen dürfen; les tirailleurs de la Seine, commandirt von Dumas, nicht zu verwechseln mit Dumas père, der während der Belagerung starb, oder Dumas fils, der sich nach Dieppe zurückgezogen hatte; les corps francs des chemins de fer oder les nouveaux aiguilliers de la république in blauen Blousen und chocoladefarbigen Pantalons, le corps des forestiers, in Waldgrün mit hohen Stiefeln; ferner les éclaireurs parisiens, les éclaireurs de la garde nationale, les carabiniers parisiens, les cavaliers de la république, endlich noch le bataillon des mineurs auxiliaires, les servants des mitrailleuses, les batteries de l'école polytechnique und eine ganze Reihe von anderen Phantasiecorps, die sich in ihren Operncostümen gefielen und dem guten Trochu durch ihre Untauglichkeit und Prätentionen viel zu schaffen machten.

In den Provinzen gab's natürlich ebenso viel seltsam ausstaffirte Heldenschaaren, die sich mit poetischen Namen schmückten: les corps francs, les francs tireurs des Vosges, les francs tireurs des Ardennes, les vengeurs, les vengeurs de la mort, les tueurs, les zouaves de la mort und de la liberté, les lions de la république, des sangliers des Ardennes (welchen Namen unsere Leute in: die Schweinigel der Ardennen übersetzten) les corps francs des chemins de fer, die sich die Auf-

gabe gestellt, die Eisenbahnen des Feindes zu zerstören, die Züge entgleisen zu machen und die Transporte zu überfallen, was sie denn auch redlich zu ihrem eigenen Schaden mehrfach versucht haben. Endlich eine Anzahl anderer Corps, deren Name meinem Gedächtniß entfallen.

Was sie leisteten, war Null, was sie stifteten, war das Verderben ihrer Mitbürger. An der Loire waren sie von Chanzy und Aurelles de Paladine in die Armee gestellt worden, und zwar immer in zweiter Reihe mit den Mobilgarden. Auf unsern mit fast täglichen Gefechten verknüpften Märschen von Orleans bis nach Dreux und Houdan geriethen wir oft mit ihnen und den Moblots zusammen. Sie hielten sich vorzugsweise in den Wäldern auf, die ihre Flucht begünstigten, und gaben nach mehrstündigem Gefecht immer Fersengeld.

Namentlich an den Waldgefechten um Châteauneuf, bei Houdan, Dreux, La Madelaine und Bretoncelles, La Fourche, Digny u. s. w. waren sie betheiligt. In den Gefechten gegen die Baiern bei Orgères (bei Orleans) fingen wir mehrmals ganze Compagnien der Franctireurs ab; hübsche flotte und reich costümirte Gestalten, denen man es ansah, daß sie meist Söhne guter Familien, denn sie waren mit kostbaren Revolvern versehen und an ihren Kleidern und Waffen lag es gewiß nicht, wenn sie geschlagen oder gefangen wurden. Es waren namentlich die francs tireurs de la Gironne, die sich durch reiche Bekleidung auszeichneten, während Andere jämmerlich froren und kaum eine wollene Decke besaßen, mit der sie sich im Bivouak bei 10—12 Grad Kälte hätten erwärmen können.

Eine ganz besondere Ueberraschung hatten die Franctireurs dem großen Hauptquartier des Kaisers und dem des Kronprinzen in Versailles für den Tag oder die Nacht des Gefechtes bei Houdan vorbereitet.

Houdan liegt nur etwa fünf Meilen westlich von Versailles. Die Truppen der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg, die 17. und 22. Division und das 1. bairische Corps mußten bekanntlich die ermüdendsten Zickzack-Märsche von Osten nach Westen zurücklegen, um, gleichzeitig Front gegen den noch immer bei Artenay stehenden Paladine machend, den Vorstoß des Feindes von Westen zu pariren, über dessen Stärke und Organisation man bei uns nicht ganz klar zu sein schien.

Jedenfalls wußte man, daß die französische „Westarmee" auf Versailles operire. Wir stießen bei Dreux und Houdan auf den Feind, der zurückgeschlagen, überhaupt auf der ganzen Linie geworfen wurde und viel Mobilots und Franctireurs in unsern Händen ließ.

Wie es schien, hatten sich die Franzosen von dem Engagement bei Houdan große Erwartungen gemacht. Es ist notorisch, daß in der ganzen Gegend von Versailles bis gegen Houdan die Franctireurs auf der Lauer lagen. Man wollte, wenn die Truppen bei Houdan siegten, den Preußen in Versailles eine Bartholomäus-Nacht bereiten, sie unter dem Schutz eines Ausfalles vom Mont Valérien überfallen und Alle über die Klinge springen lassen.

Man rechnete eben wieder mit falschen Ziffern. Die Franzosen wurden bei Houdan geschlagen und die Abschlachtung der Preußen in Versailles konnte nicht stattfinden.

Bei Beginn des Gefechtes von La Madelaine wurden aus den Häusern dieses Dorfes ganze Salven gegeben Die Häuser wurden abgesucht und eine Menge Francti-. reurs, lauter zerlumptes Gesindel in leinenen Kitteln mit weißen Zipfelmützen auf dem Kopf, herausgeholt. Man fand unter ihnen Offiziere der Mobilgarde, die sich unter den Kittel versteckt hatten. Auch aus den Lisièren an der Chaussee nach Moustiers ward noch auf uns geschossen, als das Gefecht vorüber war, und ein Dutzend Kugeln sausten uns um die Ohren, während wir dastanden und auf den Kanonendonner drüben bei Bretoncelles lauschten, wo die 22. Division noch thätig war.

„Die Kerle, die aus den Fenstern geschossen haben, erkennen wir Alle wieder; die werden nachher an die Wand gestellt“, sagte einer der Hanseaten, ein Gefreiter, während er die Gefangenen in Reih' und Glied stellte.

Was hatten die Unglücklichen von ihrem Versuch, sich einer ganzen Division entgegen zu stellen, ein Dorf behaupten zu wollen, das ihre Truppe nicht halten konnte.

So ging's überall. Ich könnte Hunderte von Beispielen aufzählen, in welchen diese Verblendeten sich selbst und Andere ins Verderben stürzten.

Das größte Unglück dieser Fanatiker waren stets die falschen Siegesnachrichten, welche Gambetta und seine Handlanger verbreiteten. Man hatte ja gesiegt! Der Feind war geschlagen auf allen Punkten. So griffen denn auch die Bauern zur Waffe, um dem Eindringling den Gnadenstoß zu geben.

Um hiernach zu meinen persönlichen Erlebnissen zu

kommen: wie viel schlaflose Nächte habe ich den Francs-tireurs zu verdanken!

Ich hatte oft zwei und drei Tagereisen zurück zu legen, um bei dem schnellen Vormarsch von der einen Operationslinie zur andern, von einem Armeecorps zum andern zu kommen. Namentlich als wir uns vor Metz legten, waren dort tägliche Ausfälle zu erwarten, denn der Mont St.-Quentin kanonirte fortwährend auf unsere Baracken an der Eisenbahn. Inzwischen marschirten die andern Armeecorps vorwärts.

Um möglichst überall zu sein, wo es was gab, hieß es, Tag und Nacht auf dem Marsche zu bleiben. Nur von meinem Burschen begleitet, bei der Unmöglichkeit, diese Strecken im Sattel zurück zu legen, blieb mir nichts übrig, als mich in meinem offenen Wagen stets in Vertheidigungszustand zu halten. Und doch, wie fruchtlos wäre das bei einem Angriff gewesen!

Drei Tage irrte ich in den Vogesen, fünf Tage im Argonner Wald und den Ardennen umher, mußte mein Nachtquartier in den Waldungen aufschlagen, in welchen sich die Francstireurs versteckt hielten, um unsere Transporte oder die ihren Regimentern nachziehenden einzelnen Soldaten zu überfallen. Oder ich mußte mich in verwüstete Gehöfte, in verödete Dörfer legen, die stets zur Nachtzeit von allerlei tagscheuem bewaffnetem oder unbewaffnetem Gesindel um- und durchschlichen wurden.

Den Tag hindurch war ich durch Strecken, durch Wälder und Felder gekommen, in welchen, weil sie eben nicht Etappenstraßen waren, kein lebendes Wesen, am

wenigsten ein deutscher Soldat zu sehen. Zu essen und zu trinken gab's nichts außer Speck, Brot und Kaffee, die ich den Proviant-Colonnen verdankte. Indeß fehlte es selten an Rothwein, der uns zu Anfang niemals ausgegangen.

Kein Futter für die Pferde. Dort drüben lag ein Gehöft, ein Dorf, allerdings verödet wie Alles, aber vielleicht war in den Scheuern, auf den Böden noch Heu oder Hafer zu finden.

Alles mausetodt vor und in den Häusern. Die Truppen, Freund und Feind, hatten in denselben schon gehaust; die Fenster waren zertrümmert, die Thüren hingen nur noch mühselig in den Angeln. Spuren von Bivuaks, Brandstätten, Brandruinen! Kein Huhn, kein Hund, kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Unheimliche Stille rings umher.

Es half nichts. Die Häuser, die Böden mußten nach Futter durchsucht werden. Während mein Bursche auf allen Treppen und Stiegen herumkletterte, setzte ich mich in die verwüsteten Zimmer, in denen Spiegel, Fenster, Porzellan zerschlagen waren, deren Gardinen in Fetzen herabhingen, deren Kommoden und Schränke erbrochen und ausgeräumt waren. Allerlei Trümmer von Wäsche, Wirthschaftsgegenständen lagen umher. Da lagen zerrissene colorirte Heiligen-Bilder, Bratpfannen, Tiegel, Scherben von Tassen und Tellern, die aus der Kommodenschublade herausgerissenen Locken der Hausfrau, Perrüken, schmuzige Kämme und Bürsten, Knochen und Fleischreste und hunderterlei andere Dinge umher. Die Bett-

stätten waren leer; zerrissene Frauenkleider, Schürzen, Kragen, ungewaschene Strümpfe, abgetretene Stiefel, zerknitterte Cylinderhüte, Haubenstöcke, denen man einen Schnurrbart gemalt, Gebetbücher, Bilderfiebeln — Alles, Alles lag durch einander.

Unheimliche Stille, während ich auf einem lahmen Stuhle mein frugales Mahl verspeiste. Plötzlich ein Laut. Es sind Tritte. Es fällt oder klopft etwas oben oder unten, vor oder hinter mir. Mit dem Revolver in der Hand wird recognoscirt. Die Hauskatze entwischt eben zum Fenster hinaus. Sie hat einen zerbrochenen Topf vom Riegel herab gestoßen und das Geräusch verursacht. Trotzdem ist's, als hörte man Schritte. Aber nichts ist zu finden. Alles wird wieder still.

Der Bursche kommt triumphirend mit einem Arm voll Heu und erzählt, er habe verdächtige Gesichter hinter einer Bodenluke gesehen; es sei nicht geheuer. Man füttert eilig und bleibt auf dem Qui vive.

Die Pferde sind versorgt. Wir machen, daß wir weiter kommen, denn der Weg ist noch weit. Ein Schuß fällt vielleicht hinter uns drein. —

Die Nacht kommt. Es gilt, ein Unterkommen zu finden, das Dorf zu erreichen, das die Karte anzeigt.

Auch das Dorf ist halb oder ganz verwüstet, ein Bild der Zerstörung. Die Möbeln liegen zertrümmert auf der Straße; Brandstätten zwischen den Häusern zeugen von der Strenge des Kriegsgesetzes.

Trotzdem scheint der Ort noch bewohnt zu sein. Im Halbdunkel des Abends sehe ich ein paar alte Weiber oder

ein altes Bauerngesicht unter der Züpfelmütze scheu aus den glaslosen Fenstern blicken oder an den Häusern entlang schleichen.

„Sind Truppen hier?" rufe ich ihnen zu.

„Non, Monsieur!" heißt es, und die Gestalten verschwinden scheu in den Häusern.

Quartier ist leicht gefunden, aber was für eins!

Man sucht sich das beste der Bauernhäuser heraus und zieht die Pferde in den Hof. In den Zimmern sieht's entsetzlich aus; Alles ist zerschlagen, zerrissen, zersetzt und die Reste liegen auf dem Boden umher.

Es wird Stroh gesucht und im Stall oder auf dem Boden gefunden. Die Nacht ist herabgesunken. Im Kamin wird ein Feuer angezündet und Kaffee gekocht. Unter den Scherben sind immer noch einzelne so weit erhalten, daß man einen Napf, eine Tasse herausfindet.

Brot, Speck, Kaffee; ein Nachttrunk aus der Feldflasche, damit ist das Abendmahl beendet. Die Streu wird zurecht gemacht.

Das Feuer im Kamin, die Kerze, die man immer bei sich führen mußte, ziehen die Nachtvögel an. Während ich mich auf die Streu lege und der Bursche noch mit der Wirthschaft beschäftigt ist, lugen ein paar verdächtige dunkle Gesichter durch das offene Fenster herein.

Sie verschwinden schnell, sobald sie sich bemerkt wissen. Man hört draußen in der dunkeln Nacht Stimmen, leise und unheimlich. Man springt auf, um in der Straße Nichts zu sehen. Man durchsucht mit der Wagenlaterne

die nächsten Häuser — Alles ist todt und öde. Man ruft. Keine Antwort.

„Diese Nacht heißt's nur mit einem Auge schlafen!" rufe ich dem Burschen zu. „Geben Sie Acht, daß sie uns die Pferde nicht stehlen oder niederstechen!"

„Zu Befehl!" brummt der Bursche, der in der Ecke sitzt und aus einer großen Scherbe seinen Kaffee trinkt. „Es wird wol wieder gar nichts aus dem Schlafen werden, denn das Nest steckt voll Gesindel. Ich werde die Wache halten!"

So schläft man die Nacht mit einem Auge wie ein Hase.

In einem Dorfe im Argonner Walde traf ich ebenfalls gegen Abend ein. Alles war ausgestorben. Ich suchte mir das beste Quartier heraus, in dessen einem Zimmer wenigstens noch einige Matratzen lagen.

Es war bereits dunkel, als ein altes Weib durch die zertrümmerte Thür hereinschlich und mir mit kläglicher, zitternder Stimme ihr „Bon soir, Monsieur!" zurief.

„Was wollen Sie?" fuhr ich sie an.

„Ach, mein Herr, ich sehe Sie essen! Ich wollte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen um ein Stückchen Brot bitten. Die Soldaten, die vorgestern hier durchzogen, haben uns Alles genommen, und ich habe seit gestern nichts mehr gegessen. Ich bin alt und schwach. Die Meinigen sind in die Wälder geflohen und haben mich hier zurückgelassen."

Ich gab der Frau ein großes Stück von meinem Speck und Brot; die Alte war überglücklich, als sie eine Tasse

heißen Kaffees bekam, und hockte sich zutraulich in die Ecke.

„Also vorgestern sind unsere Soldaten hier durchmarschirt?" fragte ich.

„Ja, mein Herr! Ach, es ist schrecklich, daß ich das noch in meinem Alter erleben mußte! Und meinen Neffen haben sie gebunden mit weggeschleppt, weil er das Messer gegen einen Soldaten gezogen hatte. Wenn sie ihn nur nicht todtgeschossen haben, den armen Burschen!"

Ich tröstete die Alte und suchte von ihr zu erfahren, ob im Dorfe noch Einwohner heimlich zurückgeblieben seien. Sie schien zu zögern und schüttelte den zitternden Kopf. Der Bursche reichte ihr noch eine Tasse und ich ließ ihr ein paar Hände voll Kaffeebohnen aus meinem Sack zumessen. Danach plauderte sie eine Menge Zeug, das mich nicht interessirte, von ihrem „malheur" und dergleichen.

Endlich bat ich sie, mich allein zu lassen. Die Alte erhob sich, zauderte aber. Ich that, als wollte ich schlafen und streckte mich auf die Matratze.

„Ach Herr," begann sie, zu mir heranwankend. „Sie sind so gut gegen mich gewesen! Warum wollen Sie denn die Nacht hier bleiben?"

„Weil ich müde bin und der Pferde wegen nicht weiter kann!" antwortete ich trocken.

„Es wäre aber doch besser, Sie blieben nicht hier!"

„Warum?"

„Weil . . . weil Sie nicht sicher hier sind," sprach sie zögernd und ängstlich zur Straße blickend.

Der Rath war zu beachten; die Alte war zu ängstlich. Sie konnte doch noch ein Frühstück von mir profitiren, wenn ich bis zum Morgen blieb; sie handelte also gegen ihre Interesse.

„Ich denke, das Dorf ist leer und Sie sind allein hier zurückgelassen?" fragte ich.

„Ja, mein Herr," antwortete sie noch leiser, „und ich habe Ihnen auch die Wahrheit gesagt. Bleiben Sie aber nicht länger als bis gegen Mitternacht. Sie wollen heute aus den Wäldern kommen, um . . ." Hier stockte sie. „Ich weiß ja nicht, was sie vorhaben!" setzte sie hinzu. „Ich möchte aber nicht, daß man Sie fände."

„Ich habe gefüttert, und wenn's nur noch anderthalb Stunden bis zum nächsten Orte sind, so reichen wir mit den Pferden bis dahin," sagte der Bursche, als ich ihn um seine Meinung gefragt hatte.

Die Alte ging. Wie mir der letztere aber sagte, hatte sie sich vor eins der Häuser gegenüber in die Thürnische gehockt und behielt mein Quartier im Auge.

Nach 11 Uhr ging der Mond auf. Punkt 12 Uhr fuhr ich zum Dorf hinaus, verfolgt von einigen Schüssen, die aus mehreren der letzten Häuser hinter mir drein fielen.

„Die Alte hat doch recht gehabt!" brummte der Bursche.

Zwei Stunden darauf erreichte ich St. Menehoud.

VII.

Die Schlachtenbummler.

Es war ein Kreuz, ein wirkliches Kreuz, dieses rothe, namentlich während der ersten Hälfte der Campagne, und die Klagen, welche über einen großen Theil seiner Träger laut geworden, sie waren nur allzu gerechtfertigt.

Als die Gefahr über das Vaterland so jäh und unerwartet hereinbrach, schlug in allen Gemüthern natürlich der Patriotismus in hellen Flammen auf. Wer nicht die Muskete trug oder tragen, wer nicht Wunden schlagen konnte, der wollte wenigstens Wunden heilen; wer nicht kämpfen konnte, der wollte doch pflegen, und so reihten sich denn in allen deutschen Gauen Tausende und Abertausende unter das rothe Genfer Kreuz, sodaß, wenn ich nicht irre, schließlich an die zwölftausend gestempelte Armbinden von dem Präsidium der freiwilligen Krankenpflege vertheilt wurden, wovon mehr als zwei Drittel auf Norddeutschland kamen.

Hätte über unsern Truppen nicht ein so glänzender Kriegsstern geleuchtet, hätten wir das Unglück gehabt, Schlachten zu verlieren, es hätte der schwere blutige Ernst natürlich von all denen, die sich mit dieser Binde zierten, die äußerste Leistung, die größten physischen Opfer verlangt, und zu Aller Ehre ist anzunehmen, daß sie zu solchen bereit waren.

Aber an die Stelle banger Erwartung trat alsbald die ehernste Zuversicht. Ein Sieg folgte dem andern; die Gefahr drohte nicht mehr, und immer neue Kreuzträger ließen sich enrolliren, denn es gab der Wunden viel zu heilen, der Kranken viel zu pflegen; es waren Arme nothwendig, um alle die Spenden zu begleiten und zu vertheilen, welche das deutsche Volk seinen kämpfenden Söhnen nachsandte, und so gab es denn Viele, die eine schöne und edle Aufgabe darin sahen, sich freiwillig dem Dienste der Truppen zu widmen — Viele, die vielleicht gezaudert haben würden, wenn ihnen die Gefahrlosigkeit der Sache nicht so verlockend gewesen wäre.

Es giebt nichts Erhabeneres als die Opferfreudigkeit eines Volkes, aber dieselbe war in Deutschland zu selbstverständlich, denn Deutschland hatte kein Söldnerheer; die eigenen theuersten Söhne, geboren und erzogen unter Schmerz und Sorge, standen im Felde; sie kämpften und bluteten. Was also Deutschland an sogenannten „Liebesgaben" zusammentrug, war nichts als Schuldigkeit, eine unerläßliche, gebotene Pflicht.

Ganze Schaaren von jungen Leuten, entweder noch nicht reif für die Muskete, oder nicht direct pflichtig und erst den Ruf zu den Fahnen erwartend, wenn Noth am Mann sei, traten die Reise nach Frankreich an im Dienste der freiwilligen Krankenpflege. Die Einen wurden für die Schlachtfelder und Verbandplätze und Feldlazareths verwendet, die Andern in die stehenden Hospitäler vertheilt, noch Andere wurden für den Transport der Liebesgaben verwendet.

Das Alles war gut und schön, und viele von ihnen haben ihre Pflicht mit Unermüdlichkeit und Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit gethan. Aber es waren unter dem rothen Kreuz Tausende von „Wilden", Bummler, die dasselbe misbrauchten, hinter der Armee zu einem unbequemen Troß anwucherten, unter dem Schutz ihres Kreuzes sich wie ein Heuschreckenschwarm überall hin schlugen, wo keine Gefahr vorhanden, Einquartierung und Verpflegung von den Mairien verlangten, und mit großen Kisten voll Wein, Fleisch- und Brotproviant versehen, ein lustiges Zigeunerleben führten.

Wo die Truppen durchmarschirt waren, legten sie sich in ganzen Schwärmen in die Häuser; die Quartiere wurden von ihnen nutzlos in Anspruch genommen; die sich anstauenden Transporte von Lebensmitteln waren ihnen eine unerschöpfliche Speisekammer. Anstatt dieselben den Truppen nachzuführen, sahen sie in der Schwierigkeit, Transportmittel zu finden, eine günstige Veranlassung, die Vorräthe selbst zu verzehren, an gewissen Stationen zu bleiben, bis man ihnen Ordre senden werde, oder sie verstanden andere Vorwände zu benutzen, die ihnen eine bequeme Existenz verschaffen konnten.

Sie hatten Alles, diese glücklichen Bummler, von den Straßburger Gänseleber-Pasteten, vom Champagner bis zur Erbswurst und dem landesüblichen Gilka. Wo man auf einen Trupp dieser Kreuzritter, dieser sorglosen Marodeurs traf, da war Proviant in Hülle und Fülle, und wo man sie in den Coupés der Eisenbahnen sah, da strotzten aus den von ihnen mitgeführten Kisten die Würste und Pa-

steten, die Schinken und Weinflaschen hervor. Deutschland sandte seine Liebesgaben, und diese Zigeuner verzehrten sie! In Deutschland war Alles darum besorgt, daß die Söhne nicht darbten, und diese Parasiten mästeten sich, daß sie schließlich kaum noch über ihre dicken Backen hinweg sehen konnten.

So groß und schön der Gedanke dieser freiwilligen Krankenpflege und der Liebesspendung auch ist, ebenso groß ist der Misbrauch, der damit getrieben ward.

Schon im schleswig-holsteinischen Kriege wurde damit begonnen. Patrioten, die sich den Kronenorden verdienen wollten, kamen mit ganzen Fuhren von schlechten Cigarren, die selbst der unerschrockenste Trainknecht nicht rauchen konnte, sie schmierten mit großer Ostentation Butterbrote und machten aus dem Patriotismus eine Speculation. Vor Düppel war deshalb das ganze Operationsterrain der Vorposten mit Liebes-Cigarren gepflastert und in den Tranchéen dämmte man den nassen Boden damit.

Im böhmischen Kriege von 1866 tauchte das heutige Kreuzritterthum auf; man spendete im Uebermaß und ging mit den Liebesgaben so weit, daß wir z. B. in einer Scheuer zwei große Kisten mit geschmierten Butterbroten fanden, die schon seit Wochen dalagen, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Auch die freiwilligen Sendboten der Liebe begannen damals schon eine ganze Hecke hinter den operirenden Armeen zu bilden, welche den Soldaten beim Rückmarsch den Weg versperrten. Indeß die Kürze des Krieges verhinderte damals ein größeres Umsichgreifen der Epidemie.

In beiden Kriegen hatte man schon die Erfahrung gemacht, wie große Schatten dieses System der Freiwilligkeit warf, indeß sollte der französische Feldzug dasselbe erst zu seiner vollen Blüte bringen, gegen deren Entfaltung die Rügen in der Presse nichts auszurichten vermochten.

Die Regeln des Johanniter- und Malteser-Ordens, unter deren Panier sich diese Freiwilligen schaarten, sind mir heilig, es kann mir also nicht in den Sinn kommen, zu bezweifeln, daß seine Mitglieder im Feldzuge von dem ganzen Bewußtsein ihrer Pflicht durchdrungen waren. Manche derselben luden sogar eine große Last auf ihre Schultern, indem sie auf den schwierigsten Stationen ausharrten, rastlos von einem Schlachtfeld zum andern eilten und durch die freiwillige Krankenpflege den Aerzten in ihrer schweren Arbeit wesentliche Hülfe brachten. Selbstverständlich collidirten sie aber durch ihre Ansprüche häufig mit dem officiellen Sanitätswesen und fanden, wo sie zu Beschwerden Ursache zu haben glaubten, ihren Schutz an den höchsten Stellen. Ich habe die Aerzte oft darüber klagen gehört; indeß ist es nicht meines Amtes zu beurtheilen, auf welcher Seite immer das Recht war. Das System, der Gedanke dieser freiwilligen, auf Beiträge der ganzen Nation basirten Thätigkeit war ein schönes und edles, auch im Ganzen gut organisirtes; die Delegirten unterwarfen sich oft großen Strapazen, um ihrem Vertrauensamte in vollem Maße zu genügen, und wenn auch einzelne Johanniter- und Malteser-Ritter sich mehr darin gefielen, in ihrem Ordenskleid in den Hauptquartieren umher zu steigen und also nur im Wege zu stehen, so

traf dies doch nicht den Orden. Die Mißstände lagen in den Handlangern, den freiwilligen Compagnien, in die sich so viele faule Elemente eingeschlichten hatten, daß eine Säuberung nothwendig wurde.

In jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren, die in Wohlleben erzogen, ist meist der Wille größer als die Kraft. Zu Hunderten hatten sich Gymnasiasten, Studenten und junge Geschäftsleute unter das rothe Kreuz gestellt. Viele von ihnen waren physisch noch nicht ausgebildet genug, um Strapazen zu ertragen. Sie kamen aus dem warmen Vaterhause mitten hinein in das Gewühl des Krieges; sie brachten für die Krankenpflege nicht viel mehr mit als ihren freudigen, guten Willen, wenn sie aber den Krankenträger-Compagnien zugesellt wurden und es galt, mit ihren Bahren die Verwundeten unter dem Kugelregen von der Wahlstatt zu holen, so sank Manchem der Muth, oder seine Kräfte erlahmten und er selbst mußte ins Hospital wandern. Sie hatten sich compagnieweise sehr hübsch costümirt; es war eine Lust, zu Anfang alle diese frischen jugendlichen Gestalten ankommen zu sehen, aber, wie gesagt, ein großer Theil hatte sich die Sache nur von der romantischen Seite betrachtet, das Mühsal warf sie nieder oder ließ sie den heimischen Heerd wieder suchen. Nur die kräftigsten blieben; nur die, welche mit unermüdlicher Willenskraft auch die der Muskeln und Sehnen verbanden, waren fähig, diese acht Monate hindurch in Hitze, Schnee und Kälte auszuharren.

Es giebt bei uns im Lande eine ganze Anzahl von wohlhabenden Nichtsthuern reiferen Alters, die in jedem

Kriege eine günstige Gelegenheit suchen, eine kostenlose, abenteuerliche Reise zu machen. Sie und die Unzahl junger Leute, die keine Idee von der heiligen Pflicht hatten, welche sie mit dem rothen Kreuz übernahmen, sie waren es, welche das letztere stark in Miscredit brachten.

Man ertheilte anfangs die gestempelte Kreuzbinde wol ohne strengere Prüfung; es genügte, wenn die Petenten unbescholtene Leute waren. So sah man sie denn schon nach den ersten glücklichen Schlachten hinter der Armee überall. Auf Grund ihrer Freiwilligkeit ließen sie sich einquartiren und verpflegen, natürlich in den Städten, und dort lagen sie in den Wirthshäusern umher, rauchend, trinkend, renommirend. Rheims und Epernay waren des Champagners wegen ihre Lieblings-Stationen, und dort haben sie Erstaunliches geleistet. Ich kenne Einzelne, die überall nach einer günstigen Gelegenheit auslugten, billige Pferde zu kaufen, kenne sogar Einzelne, die ganze Pferde-Transporte nach Hause sandten, so namentlich bei der Capitulation von Straßburg und Metz, bei der Pferde-Auction in Pont-à-Mousson und bei andern ähnlichen Fällen. Diesen Herren ist das rothe Kreuz ein Geschäft gewesen, nichts weiter.

Skandalös war das Treiben so mancher dieser Leute während der Belagerung von Paris in den weit hinter der Cernirungslinie liegenden Städten, wie Meaux u. a. Hier gassirte das Marketenderwesen und die Schlachten-bummelei. An denselben Orten, in welchen beim Vormarsch das strammste kriegerische Regiment herrschte, waren jetzt die Wein- und Bierhäuser, die Cafés mit Bummlern

gefüllt, die bis in die Nacht hinein Schlachtgesänge und Kneiplieder brüllten und sich der Bevölkerung so verhaßt wie möglich machten. Selbst an der Loire klagte mir einmal mein Wirth, ein ehrsamer Kautschuck-Fabrikant, er habe nichts gegen die deutschen Soldaten; wenn auch durch diese so manches auf dem Marsch passire, was nicht gut zu heißen, so seien sie eben Soldaten. Aber unsere Armee habe einen Schweif von nichtsnutzigen Menschen, die unter dem Deckblatt des rothen Kreuzes sich in die Häuser der Orte werfen, welche die Truppen eben verlassen, allerlei Brutalitäten gegen die Eingeborenen üben, Pferde stehlen u. s. w.

Es war damit ebenso das Marketenderwesen gemeint, mit welchem sich viele dieser Bummler associirten, in deren Wagen sie fuhren, denen sie Sachen zur Aufbewahrung gaben und mit denen sie gemeinschaftlich marodirten. Gerade diese Marketenderei, wie sie bei uns geduldet worden, war auch ein Fluch unserer Armee; denn unter diesen Marketendern hatte sich hab- und raubsichtiges Gesindel eingeschlichen, das überall die Gelegenheit ersah, zu „rabuschern“ und oft die größte Aufmerksamkeit der Armee-Gensdarmen täuschte.

So z. B. sah ich eines Mittags auf der Landstraße einen großen Marketenderwagen stehen, dem ein Rad fehlte. Ein am Chausseegraben sitzendes altes Weib sagte mir, ihre Leute seien nach dem Schloß drüben, um Mittel zur Reparatur des Wagens zu suchen. Ich durchschaute indeß den Schwindel. Das Rad war ganz unversehrt in den Graben geworfen, die Achse unverletzt — die Bande

wollte offenbar nur einen Vorwand und Zeit haben, das Schloß auszuplündern.

So war's in der That. Als ich an das Schlößchen kam, sah ich einen riesigen Kerl mit zwei massiven Burschen, die bereits mehrere Bündel zusammengeschnürt hatten und auf meine Frage erklärten, das seien nur alte Lumpen, welche die Soldaten zurückgelassen hätten. In den Bündeln waren seidene Kleider, Damast-Rideaux und zwei sehr schöne kleine Candelaber. Obgleich die Patrone, aus Furcht, den Armee-Gensdarmen denuncirt zu werden, augenblicklich ihren Raub im Stiche ließen, bin ich doch überzeugt, daß sie ihn in der Nacht noch in Sicherheit gebracht haben.

Später erst sah man die Nothwendigkeit ein, diese Marketenderwagen sorgfältig revidiren zu lassen, und diese Revision ergab denn auch bedeutende Resultate.

Namentlich bei Durchsuchung der zur Herbeischaffung neuer Victualien nach Deutschland zurückkehrenden Marketenderwagen an der Grenze fand man allerlei mehr oder minder werthvolle Gegenstände, namentlich Seidenstoffe u. dergl. Diese Leute, indem sie die von den Truppen occupirten Gegenden mit ihren Wagen durchstreiften, um Butter, Käse, Cognac oder sonstige Lebensmittel bei der Bevölkerung einzukaufen, hatten die beste Gelegenheit, unbemerkt die abseits gelegenen, verlassenen und von der Truppe nicht besetzten Landhäuser zu durchstöbern und mitgehen zu heißen, was ihnen herrenlos erschien.

Sie haben denn auch wol meist gute und zuweilen sogar glänzende Geschäfte gemacht. Manche von

ihnen hatten Pferde, die den Generalen keine Schande gemacht haben würden. Sie waren mit den elendesten Schindmähren gekommen und kehrten mit den schönsten Rossen heim. So mancher Marketender griff sich nach den Gefechten eins der leicht verwundeten, versprengt auf den Wiesen umher grasenden französischen Pferde, legte ihm den Verband an und transportirte es langsam in den Colonnen mit sich, bis es wieder gesund war. Ebenso haben es viele der für den Krieg engagirten deutschen Fuhrleute gemacht. Selten war einer von ihnen bereit, von seinen Pferden zu verkaufen, selbst wenn man ihm sehr anständige Preise bot; sie speculirten Alle darauf, ihre Beute in Deutschland hoch verwerthen zu können.

Eine Reform unsers Marketender- und Fuhrparkwesens ist eine unabweisbare Nothwendigkeit, die einzusehen dieser Krieg nur allzu viel Gelegenheit geboten.

Eine eigenthümliche Bewandtniß hatte es oft auch mit den höchst achtbaren, von dem Vertrauen ihrer Mandanten geehrten Ueberbringern von Liebesgaben. Es waren das meist ehrenwerthe Bürger, Rittergutsbesitzer, Amts- und Domänen-, Commissions- und Commerzienräthe, die mit einem, zwei und drei Wagen voll Gaben nach Frankreich reisten und wegen Mangel an Transportmitteln oft acht Tage lang an einer Eisenbahnstation liegen mußten. Die Mehrzahl derselben ermüdeten wol all den Schwierigkeiten gegenüber, die sich ihnen in den Weg legten. Sie hatten es sich so schön gedacht, gewissen Regimentern alle die herrlichen Dinge, Strümpfe und Camisöler, Schinken, Wein, Cigarren u. s. w. zu überbringen, waren sie aber

unter großen Mühen an die Endstation der Eisenbahn gekommen, z. B. nach Nogent l'Artaud oder Nanteuil, oder später sogar bis nach Lagny, so begann erst ihre Verzweiflung.

Kein Karren, kein Pferd, um die Vorräthe weiterschaffen zu können! Mein hochverehrter Freund, Oberstlieutenant Erdtmann, der in Nanteuil mit der Ausschiffung der Kanonen und des ganzen Artillerie-Materials für die Belagerung von Paris beauftragt war, that sein Möglichstes, um all den Liebesspendern entgegen zu kommen, die mit Desperation auf den Gesichtern in Nanteuil umherliefen, ohne eine Pferdehuf auftreiben zu können. Er verwies sie an die Nachbardörfer, in welchen vielleicht noch Karren und Pferde aufzutreiben seien, und die Herren Commissions- und Commerzienräthe mußten also stundenweit durch den Schmutz oder den Schnee waten, um Transportmittel zu suchen und — trostlos wieder zurück zu kehren.

Inzwischen kam die Eisenbahn-Inspection und verlangte die Räumung der Wagen, weil sie derselben bedürfe. Es half kein Bitten, kein Vorstellen; die Wagen wurden gebraucht; sämmtliche Liebesgaben mußten ausgeladen werden und wurden in den Baracken oder auf freiem Felde aufgestapelt. Der betreffende Truppentheil, der vielleicht noch zehn oder zwanzig Stunden entfernt, vielleicht weitab an der Loire lag, wurde benachrichtigt, daß ein Transport von Liebesgaben für sie angekommen und deponirt sei, und der Commerzienrath reiste, nachdem er acht Tage lang in Nanteuil auf einer elenden Streu

gelegen, untröstlich wieder nach Hause, wenn er es nicht vorzog, eine Gelegenheit abzuwarten, um wenigstens dem Truppentheil persönlich seinen Besuch zu machen.

So Manchen ist es freilich gelungen, die ihnen anvertrauten Gaben an Ort und Stelle zu schaffen; wieviel von denselben aber ist liegen geblieben, verdorben und elend verkommen in Regen und Schnee! Ganze Berge von Proviant, von Liebesgaben und Kriegsmaterial erhoben sich in Nogent l'Artaud, unbeweglich wie der Chimborasso, aber vergänglicher als dieser, denn es war unmöglich, das Alles vor der Einwirkung des Wetters zu schützen. Da hinzu kam noch der traurige Zustand des hier ausgeladenen Hornviehs. Die Rinderpest wüthete unter diesen Thieren, die zu Hunderten niedergeschossen und vergraben werden mußten, bis sich die General-Intendantur entschloß, das Hammelfleisch als das gesundeste vorzugsweise für die Armee zu verwenden.

Diesen sehr ehrenwerthen Liebesspendern sah man es immer an, wer sie waren: meist ehrwürdige Herren mit grauem Haar, respectablen Amtsmienen, Bändern im Knopfloch und Salbung auf der Zunge. Nicht selten verknüpften sie mit ihrer Mission auch die Absicht, einen Bruder, einen Sohn oder Neffen in der Armee zu besuchen, in welchem Falle keine Schwierigkeit sie hinderte, wenigstens persönlich bei dem Truppentheil einzutreffen und ihr Leidwesen über die Unmöglichkeit des Waarentransports auszudrücken.

Später, als die Eisenbahn bis Lagny ging, ward es den um Paris liegenden Truppen leicht, sich ihre Liebes-

gaben abholen zu lassen, und die Colonnenwege waren deshalb stets mit Transporten gefüllt.

Ich habe endlich noch einer Sorte von Schlachten- und Liebesbummlern zu erwähnen, nämlich der fahrenden Damen, welche die Pietät für unsere Truppen oder — die Lust an Abenteuern nach Frankreich führte.

Auch sie hatten sich das rothe Kreuz verschafft und kamen, um Schmerzen zu lindern. Einzelne wurden von hohen Damen recommandirt und gewissen Lazarethen zugetheilt; andere kamen ohne Empfehlungen und wurden den barmherzigen Schwestern zugesellt. Im Ganzen hatten die Aerzte vor diesen Damen eine große Scheu, oder sie faßten dieselbe nach und nach. Es waren Engel darunter, die in den Sälen der Verwundeten und Kranken nicht viel Gutes stifteten, dagegen desto größere Prätensionen hatten; sie verstanden von der Krankenpflege wenig oder gar nichts, richteten nur Confusionen an und belästigten die Aerzte, die dann meist froh waren, wenn sie die Damen unter irgend einem Vorwande wieder los wurden, oder sie von einem Lazareth zum andern schicken konnten.

Gewiß sind so manche wahrhaft Berufene unter ihnen gewesen, deren Thätigkeit eine segensreiche war, aber ich irre gewiß nicht, wenn ich annehme, daß auch der Andrang von weiblichen Schlachtenbummlern mit Veranlassung zu der Bekanntmachung des Fürsten Pleß gab, durch welche sich dieser alle die Lästigen vom Leibe schaffte.

Von den weiblichen Krankenpflegern haben sich in diesem Kriege nur die barmherzigen Schwestern bewährt.

Allerdings ist nur das weibliche Gemüth mit all der Geduld, Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit ausgestattet, welche die Pflege der Kranken erfordert. Wo der Mann leicht die Stimmung und die Geduld unter all den Launen und nervösen Ansprüchen des Kranken verliert, da ist das Weib unermüdlich und oft von himmlischer Langmuth. Aber die Krankenpflege will gelernt sein und von den Dilettantinnen haben die meisten die Verwundeten mehr belästigt durch ihre Unkenntniß und ihre Ungeschicklichkeit, als Nutzen gestiftet.

Ich habe einzelne freiwillige Krankenpflegerinnen kennen gelernt, die jedem Verwundeten in den ersten vierundzwanzig Stunden zum Ueberdruß werden mußten durch ihre Geschwätzigkeit, ihr eigenes nervöses Wesen, ihre — Zudringlichkeit, um es gerade heraus zu sagen. Sie waren zugleich die Verzweiflung der Aerzte, die auf alle möglichen Mittel und Vorwände sannen, sie zu entfernen.

Hysterische Motive, Abenteuersucht, ja sogar die Hoffnung auf das eiserne Kreuz trieben so Manche hierher und die Aerzte mochten zuweilen ein recht aufmerksames Auge für die Ueberwachung ihrer Verwundeten haben.

Wie gesagt, nur die Schwestern von Beruf, die Franziscanerinnen und Vinzentinerinnen, die katholischen und protestantischen Barmherzigen, haben sich bewährt und von diesen sind Manche in der treuen Ausübung desselben den Anstrengungen, der Ruhr und dem Typhus erlegen.

Zu all dem Misbrauch, der auf unserer Seite mit dem rothen Kreuz getrieben wurde, kam endlich auch noch

die Gewohnheit der Franzosen, sich und ihre Häuser mit dem Kreuz zu drapiren. In den Städten und Dörfern, welche dem Schlachtfeld zunächst lagen, gab es kaum noch einen Eingeborenen, ein Gebäude, das nicht mit diesem Zeichen versehen war. Das Städtchen Gorze z. B. war ganz und gar gekreuzigt; kein Stall, der nicht das Kreuz getragen hätte; kein Einwohner, der nicht in der Kreuzbinde einen Schutz gegen mögliche Unbill des Feindes gesucht hätte.

Inzwischen hatten sich auch die Ambulancen der „Société internationale" eingefunden. Alle die Freiwilligen dieser Ambulancen trugen das bei dem Franzosen so beliebte theatralische Costüm, blaue Blousen, Gamaschen, rothe Schärpen. Ihre Armbinden hatten den officiellen Stempel, doch war es bei den Franzosen Sitte, das Kreuz über der Stirn an der Mütze zu tragen. Diese Leute mit ihren wirklich reich ausgestatteten Ambulancen fanden auf unserer Seite das beste Entgegenkommen; sie haben auch, namentlich bei Gravelotte und auf andern Schlachtfeldern, gute Dienste geleistet. Ich bin aber überzeugt, daß sie unter der Hand ein wenig Spionage trieben, wie sich das namentlich bei Metz ergab.

Die interessanteste Erscheinung unter all den freiwilligen französischen Sanitäts-Einrichtungen war die „Ambulance du Calvados", ein großer, fast luxuriös ausgestatteter Ambulance-Wagen, von vier mit Fuchsschwänzen behängten Pferden gezogen und von zwei Postillonen geleitet. Die ganze Equipage war von der Gräfin Mongomery auf eigene Kosten ausgerüstet. Sie

selbst erschien auf dem Gefechtsfelde von Dreux in Amazonencostüm, leitete selbst die Auflesung der Verwundeten und verständigte sich hinsichtlich der Arrangements mit dem Delegirten des Johanniter-Ordens, Grafen M.

Der Mißbrauch des rothen Kreuzes auf beiden Seiten machte endlich eine strenge Beaufsichtigung nothwendig. Die Commandos erhielten den Befehl, Jedem die Armbinde abnehmen zu lassen, sofern dieselbe nicht den Stempel trug. Gleichzeitig aber brachte man eine ganze Anzahl von Unbefugten, die eigentlichsten Schlachtenbummler, auf den Schub. Es blieben ihrer indeß noch zum Ueberdruß genug, die sich im Rücken der Armee umhertrieben.

Hoffentlich wird die nächste Zukunft uns keine Kriege mehr bringen, denn dieser letzte ungeheuere Aderlaß wird die nationalen Congestionen beruhigt haben — wenn aber dennoch, so steuere man gleich zu Anfang dem Misbrauch des Genfer Kreuzes, das in diesem Feldzuge für die Armee ein wirkliches Kreuz geworden.

VIII.

Einquartirt.

Ein Dorf, ein Städtchen liegt in bange Stille da. Die französischen Truppen sind abgezogen. Sie haben

sich nach ihrer Gewohnheit von den eigenen Landsleuten, die sie schützen sollten, mit all den Prätensionen verpflegen lassen, welche die französische Truppe überall geltend zu machen suchte; die Einwohner haben hergegeben was sie hatten, um nur die Soldaten zu befriedigen, oder in dem Wahn, dieselben würden sie noch besser beschützen, wenn sie ihnen den Hals recht voll stopften. — Die französische Besatzung ist also abgezogen und hat sich weiter rückwärts aufgestellt. Im Ort herrscht angstvolle Todesstille. Man flüstert sich Gerüchte zu, eines bedenklicher und beunruhigender als das andre, denn der Feind soll im Anrücken sein. Man hat die schwarzweißen Fähnchen der „ulans" auf den benachbarten Höhen flattern gesehen; schon in der Nacht ist ein Theil der Bewohner der Dörfer in die Stadt herein gezogen, ihr Theuerstes mit sich schleppend, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Sie haben Entsetzliches von den Grausamkeiten der Hunnen und Vandalen erzählt; ihren athemlosen Aussagen zufolge hätten die „Prussiens" Weiber und Kinder auf ihre Bajonette gespießt und alle kaum in den grausamsten Kriegen des Mittelalters vorgefallenen Scheußlichkeiten verübt.

Alles zittert im Orte. Die Wohlhabenderen sind mit der französischen Besatzung abgezogen; der Maire selbst ist mit seiner Familie davon gegangen unter dem Vorwande, er müsse die Gemeinde-Kasse retten. Der Pfarrer ist ebenfalls auf und davon, denn auch er mußte die heiligen Kirchengeräthe in Sicherheit bringen. Wer sonst Vermögen besaß, ist vielleicht schon früher geflüchtet, und so sind denn nur die Unbemittelten zurückgeblieben,

und diese gehen mit schlotternden Knien umher, vor jedem Geräusch erschreckend. Die Männer rasiren sich nicht mehr, die Weiber sitzen schluchzend am Kamin — die alten nämlich, denn die jungen, die Mädchen sind in der Nacht schon auf Karren oder in kleinen Karavanen verschwunden; wohin, das weiß niemand. Selbst die Knaben und die jungen Männer haben sich aus der Stadt gezogen, denn man war in ganz Frankreich der Ansicht, die Preußen (d. h. die Deutschen) steckten Alles was vom männlichen Geschlecht 15—30 Jahre zähle, in ihre Truppe.

Also waren nur die Alten und allenfalls die Kinder zurückgeblieben, wenn die Eltern sich von denselben nicht trennen konnten, denn man wußte ja, die Preußen spießten selbst die Kinder und brieten sie an ihrem Bivouakfeuer.

Und die Alten zitterten und jammerten. Die Weiber schluchzten und bekreuzigten sich; den Männern wackelte die Zipfelmütze auf dem bleichen Schädel.

Sie hatten gerade noch Zeit genug gehabt, zu vergraben was sie vor der Habsucht des Feindes retten wollten. Tag und Nacht arbeiteten sie mit Hacke und Spaten in den Gärten und Feldern; sie verzimmerten und vermauerten die Eingänge zu den Kellern in der Meinung, der Feind sei dumm genug, alle diese Verstecke nicht heraus zu finden.

Endlich kamen wieder einzelne Trupps von Landleuten, die mit Sack und Pack durch die Stadt zogen, weiter nach rückwärts gingen und die sichere Nachricht brachten, der Feind sei nur noch eine oder zwei Stunden

entfernt. Jammern und Wehklagen. Selbst die Kinder beginnen zu schreien.

Diese Nachricht ist nur allzu begründet. Plötzlich erscheinen zwei Reiter mit gespannten Pistolen oder Karabiner. Es sind die feindlichen Eclaireurs. Hinter ihnen kommt noch ein ganzer Zug, vielleicht eine ganze Schwadron in schönen, bunten, reich bestickten Uniformen.

Alles was in der Stadt Lebendiges, steht jetzt auf den Straßen, ein Spalier bildend und sich ängstlich an die Mauer der Häuser drückend. Man will ja der Gefahr muthig ins Auge sehen. Die Weiber trocknen ihre Thränen mit den Schürzen, die Männer wackeln mit den Zipfelmützen. Mitleidig blicken die gebräunten bärtigen Reiter auf die Armen herab. Sie fragen nach der Mairie. Sie reiten direct auf den Platz derselben und fragen nach dem Maire. Der Maire ist nicht da, aber einige alte Männer vom Gemeinderath haben den Muth, den Feind zu empfangen.

Die Einquartirung beginnt. Die Häuser werden belegt. Schlachtvieh wird zusammen getrieben; die Requisitionen gehen vor sich. Im Städtchen erzählt man sich die tollsten Dinge von den Forderungen des Feindes, des commandirenden Rittmeisters oder Majors, der 25 Francs pro Kopf an Contribution verlangt und Gott weiß was Alles sonst noch.

Von da ab ist und bleibt der Ort in den Händen des Feindes. Eine Truppe löst die andre ab. Die zurückgebliebene Einwohnerschaft giebt so lange sie was hat, und wenn sie nichts mehr hat, lebt sie von den Ratio-

nen, welche der gutmüthige Feind mit ihr theilt — der Feind, der wieder Erwarten gar keine Grausamkeiten verübt, die [illegible]ernden kleinen Kinder auf dem Arme trägt, anstatt [illegible] spießen und zu braten!

Da[illegible]ücht von der ganz unerwarteten Gutmüthigkeit des Feindes dringt in die Verstecke der Flüchtlinge aus den unteren Klassen, die sich nicht weit von ihrem Eigenthum, von ihren Wohnungen entfernen konnten, und allmählig stellt sich Einer nach dem Andern wieder ein. Nur die Wohlhabenden bleiben fort, denn sie sind nach Paris, nach Süden oder nach Westen gezogen.

Vielleicht ists ein größeres Städtchen; vielleicht hat der Maire und die ganze Municipalität soviel Besonnenheit gehabt, auf seinem Platze zu bleiben und der Bürgerschaft Muth einzusprechen. Man hat also nur die Mädchen in Sicherheit gebracht; die jungen Ehemänner haben es auch für rathsam gehalten, den Feind nicht durch den Anblick ihrer Frauen in Versuchung zu führen, und so sind denn die jungen Weiber, die waffenfähigen Jünglinge und die Mädchen nur fortgeschafft worden, alles Uebrige ist geblieben und erwartet mit mehr oder minder Entschlossenheit das Einrücken des Feindes.

Dieser kommt. Es sind die Quartiermacher, die Gensdarmen mit einem Zug Ulanen, Husaren oder Dragoner, die in die Stadt hinein und zur Mairie ziehen, die öffentlichen Gebäude besetzen, die Gemeindekassen mit Beschlag belegen. Die Municipalbeamten machen sich daran, die Quartierbillets auszuschreiben, die man vorsichtig bereits hat drucken lassen. Der Wachtmeister hat

so und so viel Mann anzumelden, für so und so viel Offiziere Quartier zu machen.

Die Einwohner sitzen an den Fenstern und lugen hinter den Gardinen hervor. Der Maire hat ihnen bereits Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben für den Fall, daß die Stadt vom Feinde besetzt werde; vielleicht, wenn der Maire ein vernünftiger Mann, ist er dem Beispiel des Bürgermeisters von Nicolsburg gefolgt, der 1866 an die Ecken schlagen ließ: „Da die Preußen zu den gebildeteren Nationen gehören, so seien keine Grausamkeiten von ihnen zu erwarten.“ Jeder Hausbesitzer, jede Familie ist darauf vorbereitet, Einquartierung zu empfangen, also die entbehrlichen Zimmer in Ordnung zu setzen.

Die Spitze der Truppen rückt mit klingendem Spiel ein. In dem so stillen Städtchen entwickelt sich plötzlich ein militärisches Durcheinander. Die Straßen füllen sich mit Truppen, auf den Plätzen fahren die Wagen auf. Die Offiziere gehen mit ihren Quartierzetteln umher, die Mannschaft bezieht truppweise die größeren Gebäude; die Stallungen füllen sich; selbst die unteren Räume und Corridore der öffentlichen Gebäude, die Markthalle, vielleicht gar das Theater werden zur Stallung benutzt. Die ganze Stadt ist ein einziges Lager.

Die Einwohner sind, trotz den beruhigenden Versicherungen der Municipalität, auf Alles gefaßt. Mit furchtbarer Angst empfangen sie ihre erste Einquartirung, schöpfen aber wieder Muth, wenn sie sehen, daß ihr Feind ein Mensch ist wie sie, daß er mit Allem zufrieden; ja sie stehen erstaunt da, wenn ein gewöhnlicher Soldat, mit

Staub und Koth bedeckt, seinen Helm, das Seitengewehr ablegt, freudig überrascht sich an das Pianino setzt und die schönste Opernmelodien zu spielen beginnt; — oder wenn er sich dem kleinen Kinde nähert, das ängstlich in die dunkelste Ecke geflohen, ihm in französischer Sprache zuredet, es zutraulich macht, das kleine Wesen auf den Arm nimmt und ihm vielleicht sogar aus seinem Tornister einige kleine Leckerbissen in den Mund steckt; — oder wenn der feindliche Soldat eine goldne Uhr mit kostbarer Kette (sollte er dieselbe vielleicht doch gestohlen haben?) und schönem Medaillon auf den Tisch legt und unter dem groben Feldkostüm die feinste Wäsche zeigt; — oder endlich, wenn er der Hausfrau in gutem Französisch auf die artigste Weise seine Wünsche an den Tag legt und sie bittet, sich nicht seinetwegen zu incommodiren, da er mit einer Streu zufrieden und sie in keiner Weise belästigen wolle.

Wie schnell haben sie immer wieder Courage gefaßt, wie schnell waren sie immer wieder übermüthig geworden, wenn sie sahen, daß ihnen nichts Böses widerfuhr! Es brauchte nur ein- oder zweimal die Truppe in einem Ort gewesen zu sein, so wußte die Bürgerschaft bereits, was sie dem Feinde zutrauen durfte.

Aber mit echt französischer Poltronerie setzte sie sobald irgend eine der falschen Siegesnachrichten wieder von Haus zu Haus lief, ihre impertinente Miene auf. Es brauchte nur eine feindliche Colonne seitwärts zu marschiren, so hieß es, wir seien geschlagen. Es brauchten nur in der Nacht einige Staffetten nach einander beim Commando eingetroffen zu sein, da rochen sie am Schweiß der Pferde,

daß die französischen Truppen wieder siegreich gewesen; und ging dann am frühen Morgen der Marsch in einer andren Richtung als sie erwartet, so waren wir auf dem Rückzuge und mit schadenfrohen Mienen blickten sie der Colonne nach.

Wenn man sein Quartier beim Pisang, beim Bourgeois, beim Maire, beim Comte, Vicomte und beim Bischof gehabt, so lernt man seine Leute kennen, und ich kenne sie speciell durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich. Der Pisang empfing uns bornirt und abgestumpft. Er hatte nichts mehr. Seine Pferde, sein Korn, sein Heu und Stroh waren sehr bald verschwunden. Anfangs hatte er nicht übel Lust, in kleinen Haufen mit Knitteln und Dreschflegeln seinen Stall oder Kornboden gegen die Requisitions-Commandos zu vertheidigen; aber die Lust verging ihm bald, wenn man ihm die Hände auf den Rücken band und ihn dem Kriegsgericht übergab. Er nahm also stumpfsinnig seinen „bon“ und spielte den Pessimisten, sobald ihm auch sein Vieh verzehrt und sein Ackergeräth ruinirt war. Er war wie gesagt, stumpfsinnig geworden, und die Arme auf der Brust kreuzend erklärte er, man habe ihm Alles genommen, man solle also sehen, wo man etwas bekomme. Ward es ihm zu arg, so lief er zu den Uebrigen in die Wälder, in die er auch schon sein Weib und seine Kinder geschickt hatte.

Unter den Maires der Dörfer fand man häufig, ja durchgängig ganz traitable Leute, die sogar jovial wurden, mit den Offizieren in den liebenswürdigsten Verkehr traten, ihre besten Weine hergaben und dadurch ihrer Gemeinde

zugleich den besten Schutz verschafften, denn es bedurfte nur einer Beschwerde bei den Offizieren, so ward ihm und seinen Dorfleuten die vollste Genugthuung gewährt.

„Ils sont bons garçons ces Prussiens!“ versicherte mir einmal mein Maire, während er seinem letzten Huhn den Hals umdrehte und den Spieß am Herd in Ordnung brachte.

Diese Maires in Frankreich erschienen mir überhaupt oft wie die Schechs im Orient. Sie sind meist reich, sie waren bisher vermöge des unglücklichen Centralisation-Systems die unmittelbare Repräsentation der kaiserlichen Gewalt und somit eine große Autorität.

Bei den Bourgeois in den Städten war's schon anders. In den wohlhabenden Familien der Bourgeoisie, namentlich in den größeren Städten ward man meist wie ein sehr unwillkommener Gast betrachtet; dahingegen war es sehr leicht, sich ihnen angenehm zu machen, wenn man ruhig und bewußt auftrat und ihre Sprache redete. Mein Wirth in Rheims, ein reicher Fabrikant z. B. erklärte mir gleich beim Eintreten, er habe nichts zu essen. Ich antwortete ihm, ich verlange nichts als Kaffee und werde im Hotel speisen, dagegen werde er für meinen Burschen sorgen. Damit war er zufrieden.

Am nächsten Mittag kam er, um zu fragen, ob er mir mit etwas dienen könne. — „Sie wissen unsere Verabredung. Ich danke!“ entgegnete ich ihm. Am Abend kam er, um zu fragen, ob St. Quentin schon von uns besetzt sei; er habe dort eine Fabrik und sei sehr besorgt. „Ich weiß es nicht!“ war meine Antwort. Ob er mir

denn mit gar nichts dienen könne? — Ich verwies ihn auf unsere Verabredung. — Am nächsten Morgen unter ähnlichen Vorwand dieselbe Frage. Dem Mann schien es peinlich zu werden, daß ich nichts annehme. — Ob er mir denn nicht wenigstens eine Flasche Champagner in's Zimmer setzen dürfe? — „Ich liebe den Champagner nicht!“ — „Nun denn wenigstens eine Flasche Burgunder!“ — „Ich trinke meinen Wein im Lion d'or!“ —

Endlich wandte er sich an meinen Burschen durch Vermittelung seiner Magd, einer Elsasserin, und als Alles nichts half, hatte er mir vor meiner Abreise heimlich meinen Wagen mit Champagner- und Burgunder-Flaschen gefüllt.

In Chateauneuf (en Thimerais) wollte mein Wirth, Besitzer eines hübschen, ganz neuen Chateau, anfangs schlechterdings gar nichts wissen. Er schlug mir vor, um seiner vom Kindbett noch nicht ganz genesenen Tochter willen mir ein anderes Quartier anweisen zu lassen. Der Ort war von den französischen Truppen noch nicht ganz geräumt; man kämpfte noch am Ende derselben Straße; die Kugeln flogen noch durch dieselbe und ich hatte also keine Lust, unter dem Gewehrknattern erst zur Mairie zurückzukehren und den quartiermachenden Wachtmeister aufzusuchen.

Die Leute waren natürlich mißgestimmt. Der Ort war von unserer Kavallerie schon mehrmals besetzt und wieder aufgegeben; am Morgen noch war er wieder von unsrer Artillerie mit Granaten beworfen und danach definitiv besetzt worden. In den sich unmittelbar an die

Stadt lehnenden Wäldern wurde noch bis zum Abend weiter gekämpft und einzelne Kugeln schlugen gegen das Schloß. Kein Wunder also, wenn die Leute schlechter Laune waren, denn sie machten uns auch für die Geschosse verantwortlich, die ihnen von ihren eigenen Leuten herüber gesandt wurden.

Bei der Tafel erschien am Abend die junge Frau nicht, weil sie krank war. Am nächsten Morgen war sie ndeß schon beim Frühstück, vielleicht aus schuldiger Artigkeit, weil ich gebeten hatte, mit der Familie speisen zu können. Ihre Blicke waren Granaten, ihre Worte schneidende Dolche, die sich indeß in ihrem eigenen Herzen herumdrehten, als ich ihr vollständig Recht gab, daß alle Deutsche Barbaren seien, ich selbst nicht ausgenommen, der ich sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelte.

Am nächsten Morgen war Holland in Noth. Es war kein Fleisch im ganzen Orte aufzutreiben. Ich holte also meine Ration und brachte sie eigenhändig in die Küche. Die gute alte Frau vis-à-vis, eine Pächterin, die bereitwillig meine Pferde in ihre Stallung aufgenommen, brachte mir, als sie mich mit einem großen Stück Rindfleisch ankommen sah, den letzten Kapaun, der ihr noch übrig geblieben; sie holte sogar aus ihrem Keller noch ein paar Flaschen guten Rothwein und schien glücklich in dem Gedanken, sich gefällig zeigen zu können.

Es war übrigens hier wie überall. Wenn man eben im Zuge war, sich mit den Leuten zu verständigen, kam die Marsch-Ordre. Sie waren natürlich trotz aller Freundlichkeit sehr froh, uns los zu werden, denn die Orte

waren durch Freund und Feind sehr schnell ausgefressen; Zufuhren gab es nicht, die Communikation war für die Eingebornen gesperrt, und so entstand denn überall bald der größte Nahrungsmangel, so daß oft die Einquartierung „mit Verpflegung" eine Illusion war.

In Nogent le Rotrou wurde ich von meinen Wirth, dem Grafen Pinceloup de Morrisseau in der Einfahrt seines Hauses mit saurer Miene empfangen. Der Graf, ein hoch gewachsener alter Herr mit aristokratischem Gesicht, führte mich in dem Vordergebäude eine Hühnersteige hinauf, in ein Zimmer, in dessen Kamin bereits ein Feuer brannte. Das Gemach war offenbar von einem seiner Diener bewohnt gewesen.

Im Hofe hatte ich indeß das herrschaftliche Wohnhaus bemerkt und erklärte also dem Grafen, ich sei nicht gewohnt, in den Zimmern der Dienerschaft einquartirt zu werden. Der Graf verzog sein Gesicht und wandte ein, dieses Zimmer sei aber schon durchwärmt und also vorzuziehen. Ich sah diesen Vorzug nicht ein und verlangte ein anderes. Also entschloß sich der Herr Graf, mich über den Hof in das Herrenhaus zu führen und mir zu ebner Erde einen glänzenden Salon zu öffnen.

Nach einer flüchtigen Unterhaltung mit dem Grafen erschien auch die Gräfin in meinem Zimmer, eine aristokratische Erscheinung, die ich, wie sie da war, in einen der großen goldenen Rahmen hätte setzen mögen, welche die Wände bedeckten. Sie war vielleicht fünfzig Jahre alt und so angenehm berührt von der Courtoisie, mit der

ich ihr entgegentrat, daß sie mir ihren gnädigsten Arm reichte und sich von mir zu Tische führen ließ.

Während des ganzen Feldzuges ist mir nicht so wohl und heimisch gewesen wie in diesem Hause. Der Graf entschuldigte sich beim Diner hundert Mal, daß er mich habe in das Vorderhaus quartieren wollen; die Gräfin setzte ihr verbindlichstes Lächeln auf und erzählte mir viel von Deutschland, das sie mit ihrem Gatten mehrmals bereist.

Plötzlich großer Lärm im Hofe. Der Graf sprang auf und eilte hinaus; die Gräfin erschrak und eilte an's Fenster. Bairische Einquartirung war gekommen. Zwanzig Mann und fünf Offiziere. Die letzteren wurden in den obern Gemächern untergebracht und der Graf kehrte zurück. Die Thüren des Speisesaals wurden vorsichtig geschlossen und die Gräfin bat, mich nicht sehen zu lassen, sie werde die Offiziere oben speisen.

Inzwischen wurden aber die Offiziere über uns unruhig. Sie verlangten ein Diner. Die Gräfin bat wiederholt, ich solle mich nicht stören lassen, es werde Alles besorgt werden. Nach Tische führte sie mich in ihren Salon und unterhielt hier eine höchst interessante Conversation. Sie führte mich in ihren Gemächern umher und zeigte mir ihre Bilder, ihre Reise-Erinnerungen &c. und inzwischen wurden die Offiziere oben mit kalter Küche abgespeist. Hätten die Herren die Artigkeit gehabt, sich der gnädigen Wirthin zu präsentiren, es wäre ihnen besser gegangen. Am andern Morgen packte sie mir kalte Küche und Wein zusammen und gab mir Alles mit dem liebens-

würdigsten Lächeln auf den Marsch. Die Offiziere, als ich ihnen unterwegs begegnete, schimpften über die elende Bewirthung; ich erzählte ihnen, wie gut es mir inzwischen ergangen und wie gut es auch sie es hätten haben können, wenn sie der Dame des Hauses die Honneurs gemacht hätten.

Wie kindisch und ungereimt sich das französische Volk im Allgemeinen auch während dieser schweren Zeit der Prüfung benahm, es ist nicht zu leugnen, daß der persönliche Verkehr zwischen unsren Truppen und der Bevölkerung nur selten zu Collisionen führte. Ich weiß nicht, wie weit es sich bestätigte, daß an einigen Orten unsre Soldaten, wenn sie einzeln in den Häusern einquartirt wurden, in geheimnißvoller Weise verschwanden, daß sie, wie man vermuthete, im Schlafe erdrosselt oder erschlagen worden. Es kann das vorgekommen sein, wie es auch erwiesen ist, daß man die einzelnen ihren Regimentern nachziehenden, aus den Lazarethen entlassenen Soldaten auf den Landstraßen und in den Wäldern überfallen hat. Es waren das eben die Großthaten der Franctireurs und Tausende unsrer wackeren Mannschaften mögen auch ein Opfer der Volkswuth geworden sein. Im Allgemeinen aber hatten die Franzosen Tact und Geschmeidigkeit genug, den Eroberern mit stummer Duldermiene entgegen zu treten, zu berechnen, daß man durch Liebenswürdigkeit am leichtesten den Feind entwaffnet. Den größten Tact, aber wiederum auch den größten Haß zeigten die Frauen. Sie fühlten sich am meisten beleidigt durch das Eindringen der Fremden und waren vielleicht gerade deßhalb am leichtesten zu

gewinnen. Es steckt ohne Frage viel mehr wahrer Patriotismus und Charakter in den französischen Frauen als in den Männern, d. h. in den Provinzen, denn von Paris ist hier keine Rede. Wenn uns eine Hausfrau in den größeren Städten mit bleichem Gesicht, aus dem der Haß sprach, mit eisiger Kälte, die uns ihre ganze Verachtung deuten sollte, auf der Schwelle empfing, so konnte man gewiß sein, daß sie am nächsten Tage schon das Bedürfniß fühlte, ihre gestrige Haltung wieder gut zu machen, und wenn eine Hausfrau der Nachbarin von ihrem ungebeten Gaste sagen konnte: „il est gentil," so that sie das mit einer sichtbaren Zufriedenheit. In Rheims z. B. erklärte die Dame eines großen Champagner-Hauses den bei ihr einquartirten Herren ganz offen: „mit Schmerz sahen wir die Preußen kommen und mit Schmerz sehen wir sie von uns scheiden." Man konnte dem Feinde kein größeres Compliment sagen.

Ganz besonders zuvorkommend waren immer die Herren Curés, die Pfarrer, sofern sie nicht davongelaufen. Sie waren überaus gefällig, leisteten alle verlangten Dienste und ließen sich gern von den Offizieren zum Frühstück und zum Diner einladen, namentlich bei den Etappen-Commandos und denen der Proviant- und Munitionscolonnen. Sie waren die angenehmsten Gesellschafter, immer freundlich und dienstwillig. Ihre Stellung als Junggesellen macht sie gesellig, unterhaltend und sind ihnen die Freuden der Ehe untersagt, so entschädigen sie sich gern durch die der Tafel.

Das Einquartirungswesen brachte natürlich so mancherlei

sehr ergötzliche Scenen. Wie schon erwähnt, war es beim Anrücken des Feindes die erste Sorge, die Töchter bei Seite zu bringen. Ich habe in meinem Tagebuch erzählt, wie in einem General-Commando die Ordonnanz ihrem Rittmeister meldete: Ich habe eben auf dem Boden als ich Stroh holte, zwei hübsche Mädchen darunter versteckt gefunden; was soll ich mit ihnen machen? — Deck' sie wieder zu! antwortete der Rittmeister.

Diese armen Geschöpfe mögen vielfach unnöthiger Weise die größte Todesangst ausgestanden haben. Man wußte oft nicht, wohin mit ihnen; man rechnete darauf, der Feind werde bald wieder abziehen und versteckte sie also so gut es in der Eile ging. In einer Mühle hörte man plötzlich am Abend einen gellenden Schrei. Der Müller ward weiß wie seine Mehlsäcke, wankte und mußte sich gegen die Wand stützen. Der einquartirte Lieutenant verlangte zu wissen, was vorgehe. Der Müller war sprachlos. Bei der Nachsuchung zog man ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren aus einer der Versenkungen der Mühle, in der sie durch eine von den Soldaten verursachte Bewegung des Rades in die höchste Gefahr gebracht war, sich Arme und Beine zu zerquetschen.

In einem Dorfe, das eben besetzt worden war, saßen die Offiziere beim Pächter an der Tafel und ließen sich's gut schmecken. Plötzlich hören sie ein dumpfes Geräusch im Zimmer. Der Pächter wird bald roth, bald bleich. Die Offiziere blicken mißtrauisch umher. Da mit einem Male springt die Thür des Kleiderschrankes auf. „J'etouffe!" schreit eine helle Stimme und die Offiziere sehen zwei

hübsche erwachsene Mädchen herausspringen und ihnen halb ohnmächtig in die Arme sinken. Was man mit ihnen gemacht hat, weiß ich nicht; „sie wieder zudecken" konnte man nicht. Ich denke indeß, es wird ihnen von der Galanterie unsrer Offiziere nichts Böses widerfahren sein.

In der Umgegend von Paris fanden unsere Soldaten, die sich eben in ein verlassenes Haus einquartirt, im Keller eine ganze Familie versteckt, die schon zwei Tage ohne Nahrung gewesen. Ein Mädchen lag krank auf dem feuchten Stroh und kam erst wieder zu sich, als ihr eine warme Bouillon gereicht wurde. Man setzte die ganze Familie auf einen Colonnenwagen und schaffte sie nach Versailles.

Welch eine jämmerliche Existenz mögen die Thörichten Monate lang geführt haben, die sich vor dem anmarschirenden Feind in die Wälder flüchteten! Durch Zufall gerieth ich im Argonner Walde, einen Querweg durch die Waldung einschlagend, auf eine Flüchtlingsfamilie, die mit einem kleinen Karren eben im Begriff war, sich den Weg durch das Gebüsch zu erzwingen. Der Mann in einer blauen Blouse, mit verwildertem Haar und Bart, zog den Karren, hinter ihm ging sein Weib mit zwei Kindern. Als er mich erblickte, ließ er den Karren los, packte seinen Knittel fester und blickte mir drohend entgegen.

Wir waren unsrer Zwei und bewaffnet. Ich rief dem Manne freundlich zu; er antwortete nicht und ließ sich erst auf eine Unterhaltung ein, als er sah, daß keine Gefahr vorhanden. Der Unglückliche lebte schon seit sechs Wochen in den Wäldern und schlich sich, wie er sagte,

Nachts in die verödeten Dörfer, um Nahrung zu suchen. Wie er diese in den verwüsteten Ortschaften gefunden, begreife ich nicht.

Als sich nach Jules Favre's erstem Besuch in Ferrières die Nachricht verbreitete, der Friede sei geschlossen, begegnete mir eine ganze Karavane, einer Zigeunerbande ähnlich, die eben aus den Wäldern kam. Die Leute sahen zum Erbarmen aus und führten Esel, Maulthiere, Kaninchen und anderes Gethier bei sich. Die Kleidung der Weiber starrte von getrocknetem Koth; lichtscheu blickten sie um sich. Sie mochten dem Frieden nicht trauen, von dem die Mähr in ihren dunklen Versteck gedrungen war.

Gewiß, nicht nur in Paris, auch in allen occupirten Provinzen wird dieser Krieg eine große Sterblichkeit zur Folge haben, denn wie Vielen ist durch Mangel und Entbehrung, durch Gram und Herzeleid die Gesundheit für immer untergraben worden.

Ein eigenthümliches Ding war es mit der Einquartierung in den ganz verlassenen, verwüsteten Dörfern namentlich an der Loire. Es ward in einer dieser Ortschaften Quartier gemacht, d. h. die Gensdarmen sagten uns: „Sie liegen da und da, in dem und dem Hause." Da es keine Mairie, keine Einwohnerschaft gab, konnte auch kein Quartierzettel ausgeschrieben werden, der auf einen gewissen Bourgeois, Pisang oder eine Hausnummer lautete. Man suchte seinen Namen, der mit Kreide an irgend eine Hausthür geschrieben war.

Der Anblick des Dorfes war trostlos. Während rings umher die Rauchsäulen der halb verbrannten Gehöfte in

die Luft stiegen, herrschte hier Todesstille. Sämmtliche Fensterscheiben waren zertrümmert; Stühle, Sophas, Bettstellen!, Billards lagen auf den Straßen; ein ekelhafter Geruch drang aus den Häusern. Die Vorposten hatten hier schon gelegen, den Boden der Zimmers mit Stroh bedeckt und in diesem lagen rohe Fleischreste, Knochen, Fetzen, Scherben u. s. w. Das Kellerloch gähnte im Hofe, leere Fässer mit dunkelrothen Innenwänden, zerbrochene Flaschen füllten den Hof. In der Küche war Alles zertrümmert, in den Zimmern waren die Wandschränke und Spinde erbrochen und ihr Inhalt zerfetzt auf den Boden zerstreut. Hatten Offiziere in dem Bauernhause gelegen, so sah's noch leidlich darin aus. Der große Leinenschrank stand offen; es war schon darin gewühlt; man hatte sich für die Nacht weiße Laken herausgeholt. War's die Wohnung des Pfarrers, des Pächters, des Dorfnotars oder des Maires, so hingen in den Schränken noch die seidenen Kleider, die Hüte, Schnürleiber und Jupons der Wirthschafterin, der Madame, der Töchter.

In Digny lag ich in dem Hause des Notars. Der Feind war eben erst zurückgeschlagen, hatte den Ort in der Nacht verlassen. In Ardelles, vor uns, brannte noch Alles. Die Wohnung war noch leidlich erhalten; mit den Actenstücken des Notars war das Feuer im Kamin angezündet und auf meinen Theil fielen noch einige interessante Prozeß-Acten, die eine sehr schöne Flamme gaben, denn in unsren Augen gab's nur noch einen Prozeß, den zwischen Deutschland und Frankreich. Alle übrige Querelen waren Nebensache. Im Hofe stand die große Cyderpresse,

daneben lag ein Berg von Aepfeln. Man war mitten in der Arbeit davon gelaufen.

Die Rationen wurden vertheilt, aber Wein gab's nicht. Glücklicherweise entdeckten wir in einem Hofe noch zwei halb geleerte Fässer. Woher aber Gefäße nehmen! Ein Krämerladen ward gefunden; hier stand Porzellan genug, aber leider hatte Alles nur eine Form, es war lauter Nachtgeschirr. Indeß, was half's! Jeder von uns nahm eines dieser Gefäße, zog damit über die Straße, und füllte es am Faß. Gläser gab's auch nicht; man mußte also die Bowle an den Mund setzen. Im Kriege giebt's kein Vorurtheil.

Da traf Graf K., Delegirter des Johanniter-Ordens, bei uns ein. Er brachte von Corbeil eine Kiste mit, die Gänsebrüste und Leberpasteten enthielt und sofort geöffnet werden sollte. Dergleichen Leckerbissen konnten uns nur die verwegensten Träume noch vorgaukeln. Ich brachte meine Fleischration und mein Nachtgeschirr mit dem Rothwein eiligst in mein Quartier, um mich dann an diese schönsten aller Brüste zu werfen. Da saß schon das ganze Hauptquartier, der Großherzog von Mecklenburg, die Herzöge von Altenburg, Meiningen, Schwarzburg und der ganze Stab um den Tisch und Alles schwelgte an dem geräucherten Busen der Schutzgöttin des Capitol.

Als wir am andern Morgen zeitig weiter marschirten, lag mein Rindfleisch noch in der siedenden Brühe im Kamin und war so hart wie eine Schuhsohle — aber ich habe es doch gegessen.

Digny war von den Baiern besetzt worden. Wie

das immer in Orten geht, in und um welche gekämpft wird, so war auch hier von den Truppen arg gehaust worden. Wir waren froh, dieses unglückliche Nest hinter uns zu lassen, freilich um uns in noch elendere zu legen, denn hier gab's nichts als Kälte, Schnee und Wind. Hatte doch das südliche Frankreich fast seit Menschengedenken keinen Winter gehabt, wie wir ihn an der Loire erlebten.

Ein großer Theil der Ortschaften, welche die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg durchzog, war verwüstet oder von den Einwohnern mehr oder minder verlassen. Die unglückliche Bevölkerung ward dabei durch die falschen Siegesbotschaften Gambetta's, denen sie so gern Glauben schenkte, und durch das eben deßhalb unerwartete Erscheinen des Feindes zwischen Angst und Freude immer hin und hergeschleudert. Alles was waffenfähig war von Gambetta ausgehoben; wir sahen nur alte Männer und Weiber, wo es überhaupt noch Menschen gab; unter den Gefangenen aber wurden Männer, Mobilgarden, von 40 und 50 Jahren eingebracht, die freiwillig zur Muskete gegriffen und in der Armee Paladines oder Chanzy's dienten, oder aber auf eigne Faust die Buschklepperei betrieben.

Oft genug, wenn ich in eins dieser öden Dörfer kam, fand ich dasselbe nur mit einem Zug Ulanen oder Dragoner besetzt. Die zurückgebliebene halb verhungerte Bevölkerung stand trotz dem Nebel, dem Regen in den engen Straßen, gaffte mit boshaften, schadenfrohen Gesichtern die wenigen Reiter an, die Tag und Nacht zum Aufsitzen bereit sein mußten, und war, da die Lügenbe-

richte mit electrischer Schnelligkeit von Ort zu Ort getragen wurden, der Ueberzeugung, daß die Reiter jeden Augenblick sich in ihre Sättel schwingen und vor den anrückenden siegreichen Franzosen Reißaus nehmen würden.

Es war unheimlich, bei diesen kleinen Posten zu übernachten, denn die Gegend wimmelte von Franctireurs, die ihre Waffen versteckt hielten und immer des Augenblicks gewärtig waren, auf einen Wink loszubrechen und den gehaßten Feind zu überfallen. So war's namentlich bei Illiers und Brou während der Gefechte in dieser Gegend. In Allone kam sogar die Tochter des mir gegenüber wohnenden Bäckers, dem ich am Abend einen Dienst geleistet, im Morgengrauen an mein Fenster, pochte an die Läden und rieth mir, doch den Ort zu verlassen, da wir überfallen werden sollten.

In Courvilles bei Chartres fand ich während jener Zeit nur ein kleines Kommando von etwa siebzig Mann. Der Lieutenant war in keiner beneidenswerthen Lage. Die Gegend war namentlich wegen ihrer Franctireurs berüchtigt, von denen er eben erst drei hatte erschießen lassen; das kleine Commando mußte also jede Nacht eines Ueberfalls gewärtig sein.

Es war Abend als ich eintraf. Der Lieutenant quartirte mich beim Maire ein, lud mich noch zu einer Flasche sauren Weins, und bezeichnete mir das Haus des Maire als den Sammelplatz, wenn etwa in der Nacht alarmirt werden sollte.

Die Bevölkerung, eine widerwärtige, ruppige Bande, lugte hinter allen Hausthüren hervor, als ich die Woh-

nung des Maire wieder aufsuchte. Der Pfarrer des Ortes kam selbst mit der Laterne, um mir die Stallung anzuweisen. Maire und Pfarrer machten ein gleich boshaftes, heimtückisches Gesicht.

Es herrschte eine bittre Kälte. General v. d. Tann hatte vor einigen Tagen in diesem Hause gelegen; es war das beste des Ortes, aber kein Holz vorhanden, um ein Feuer im Kamin anzuzünden. Mit einer Gänsehaut auf den Rücken warf ich mich ins Bett, der festen Ueberzeugung alarmirt zu werden.

Ich lag im tiefen Schlummer, als ich plötzlich durch ein helles Hornsignal unter meinem Parterre-Fenster aufgeschreckt wurde. Ich sprang zum Fenster, öffnete die Jalousien und fragte: was giebt's?

„Zum Futtern geblasen!" war die Antwort in bairischem Dialect.

Es hatte sich ein Zug Chevauxlegers in der Nacht in den Ort gelegt und gegen Tagesanbruch kam noch ein Zug preußischer Kavallerie. Das kleine Infanterie-Commando, dessen Lieutenant schon mehrmals von Chartres Verstärkung erbeten, war froh über diese wenn auch nur vorübergehende Vergrößerung der Garnison, denn in der Nacht hatten mehrere Einwohner von Nogent kommend, von Haus zu Haus die Nachricht eines glänzendes Sieges der Franzosen getragen und der Bevölkerung war der Kamm der Art geschwollen, daß sie die Soldaten auf offener Straße zu verhöhnen wagte.

Diese Leichtgläubigen konnten sich nicht der Hoffnung entschlagen, daß der Feind doch noch zum Lande hinaus

getrieben werde, und bereiteten sich heimlich auf den großen Tag vor, an welchem Jeder sich seinen Mann nehmen werde, um ihn nieder zu schlagen.

Nach den Gefechten bei La Loupe, Bretoncelles, La Fourche 2c. sah ich, wie die Bauern der Dörfer, während die gefangenen Mobilgarden selbst die Barrikaden abtragen und ihre Schützengräben ausfüllen mußten, heimlich die halb zerschlagenen oder verbogenen Gewehre sammelten, sie unter dem Kraut versteckten oder in ihre Häuser trugen. Sie wußten, daß sie verloren waren, wenn man Waffen bei ihnen fand, und dennoch war der Gedanke so verlockend, am Tage der Abrechnung, in jenem „moment suprême“ sich an den gehaßten Feinden rächen zu können.

Im Dorfe Sommouth lag ich z. B. in einem Bauernhause. Es war keine Besatzung im Ort, nur einige Verwundete lagen zerstreut in den Häusern. Am Morgen rückte eine bairische Abtheilung ein und begann sofort die Durchsuchung der Häuser. Ein Unteroffizier trat zu mir herein und erzählte mir: „Sie sollten sich nicht auf die Leute hier verlassen; wir haben soeben in dem Keller dieses Hauses sechs Gewehre und vollständige Munition gefunden. Der Mann hat sich gleich davon gemacht und die alten Weiber können wir doch nicht zur Rechenschaft ziehen.“

In dieser Bevölkerung konnten selbst die härtesten Schläge den Uebermuth nicht brechen. Selbst wenn es ihnen hundeschlecht erging, fabrizirten sie sich schnell irgend eine neue Lüge, und trösteten sich, indem sie an den Unsinn glaubten.

Als ich bei Orleans gleich nach der Wiedereroberung dieser Stadt in mein altes Quartier zurückkehrte, erzählte ich meinem Wirth, unsere Truppen hätten die Stadt wieder besetzt. Er lachte höhnisch. „C'est à savoir, Monsieur!" (das wollen wir doch erst hören!) war seine Antwort während er sich die Hände rieb. Der Mann sah unsere Truppen nach Orleans hinein ziehen, glaubte aber nicht an die offenkundigsten Thatsachen; im Gegentheil, er erzählte mir dafür eine andere Neuigkeit, nämlich daß unsere Truppen im Norden von Paris von Faidherbe total geschlagen und in vollkommener Auflösung seien.

Man soll übrigens Gambetta's Schwindelei gar nicht so streng verurtheilen. Jeder einzelne Franzose that es ihm gleich. Selbst Thiers nicht ausgenommen, belogen Alle, die sich an die Spitze der Confusion gestellt, die Nation in der schamlosesten Weise. Man erinnere sich nur, was in Paris während den ersten Wochen des Feldzuges vor sich ging, bis der Tag von Sedan — die Gefangennahme Napoleons und das Anrücken des Feindes auf Paris die Fanfaronaden verstummen machte. Man erinnere sich an die erlogenen Bulletins der pariser Regierung, der französischen Generale; man wäge die Sünden des Einen und des Andern ab, und die Wage wird gleich stehen.

Die allergrößte Lügenfabrik wird aber erst in Frankreich eröffnet werden, wenn die Geschichtsschreiber dieser großen Nation ihre Thätigkeit beginnen und alle Lügenbulletins Gambetta's, Trochu's und der Generale als historische Beweisstücke für die Siege der französischen Armeen registrirt werden; denn curirt ist Frankreich keineswegs,

das beweisen uns die gegenwärtigen Zustände der Hauptstadt. Den Parisern waren gleich nach Sprengung der Commune die Trümmerhaufen etwas ebenso Interessantes, Sublimes, wie es vorher der Glanz und der Luxus gewesen; sie kokettiren mit ihrem Trauergewand gerade so wie sie es mit ihren Tricots und Jupons gethan. Die trauernde Niobe und die schöne Helena sind ihnen ein und dasselbe und ich wette darauf, sobald in den Boulevard-Theatern alle die zerrissenen Maillots und Wattons wieder geflickt oder neu angeschafft sind, werden die Librettisten und Bluettisten in all dem Elend, das die Stadt erlitten, den schönsten Stoff für die ausgelassensten Possen und Operetten finden. Sie werden die Deutschen auf der Bühne lächerlich machen; die Pariser werden jeden Abend in funfzig Theatern über die Bornirtheit der Deutschen lachen, die ihnen das halbe Land verwüstet, ihnen fünf Milliarden und obenein noch den Napoleon abgenommen haben — lauter Dinge, zu denen doch nur ein Deutscher fähig sein kann.

Und wie trieben sie's denn gleich bei Wiederherstellung der Ordnung? Dumas Sohn veröffentlichte seinen Brief an die Nation, in welchem er derselben die Leviten las, ihr vorhielt, daß sie seit hundert Jahren nichts als Dummheiten getrieben. Die Pariser nahmen das mit großem Interesse hin; sie schlugen sich mit tragikomischem Pathos vor die Brust und riefen: wie Recht der Mann hat! Seit hundert Jahren haben wir nur Dummheiten getrieben! Aber waren wir nicht groß, nicht sublim in diesen Dummheiten? Fahren wir also fort damit! —

Viel drollige Scenen passirten im Einquartierungswesen in den Städten und Dörfern um Paris herum, als der Friede da war und ein Theil derjenigen, welche auf Befehl oder freiwillig bei Beginn der Belagerung ihre Häuser verlassen hatten, aus Paris zurückkehrten.

Man kann sich die Stimmung eines Menschen denken, der ein Haus, einen Garten, eine Wohnung besitzt und dieselbe Knall und Fall verlassen muß, um sie fünf Monate hindurch dem Feinde zu überlassen. Wie wird er sein Eigenthum wieder finden? Vielleicht ist sein Haus nur ein Trümmerhaufen, denn Niemand hat ihm in Paris Gewisses darüber erzählen können. Nur einzelnen Besitzern von Landhäusern war es in Paris gelungen, durch die Strolche, welche sich zwischen der Enceinte und den feindlichen Vorposten umher trieben, bei den letzteren bekannt geworden waren, ihnen Pariser Zeitungen, Gemüse u. dgl. verkauften, zuweilen Nachrichten über den Zustand ihrer Villa zu bekommen. Die große Mehrzahl war in vollständiger Unkenntniß von dem Schicksal ihrer Habe, namentlich die geschäftstreibende Bevölkerung der Städtchen und Dörfer.

Jetzt kamen sie mit bangem Herzschlag zurück. Die Villa stand noch da. Ein paar Granaten waren in's Dach geschlagen. Im Garten waren die Bäume gefällt, die Geländer abgebrochen. Die Orangerien waren in der bittren Winterkälte erfroren; die Statuen waren entweder umgestürzt, hatte einen Arm oder ein Bein verloren oder sie waren durch den Humor der feindlichen Soldaten sonderbar aufgeputzt. Die Venus, die Clio, die Pandora

hatten schwarze Schnurbärte, trugen einen Winterhut auf dem Kopf, Fausthandschuhe, oder zerfetzte Crinolinen; die Diana trug anstatt des Bogens einen alten aufgespannten Regenschirm in der Hand und ihr Windspiel hatte einen Maulkorb vor. Auf dem Rücken eines marmornen Pegasus lag ein alter Sattel und auf dem Sattel saß ein ausgestopfter Turco.

Schlimmer noch sah es im Innern der Villa aus, denn die Vorposten hatten darin den ganzen Winter hindurch gehaust. Mit trauernder Miene stieg der zurückkehrende Besitzer die Freitreppe hinauf und ward an der Thür von den Soldaten empfangen, die den Civillisten erstaunt fragten, was er wolle. — Was er wolle! Er, der Besitzer des Schlößchen, des Landhauses, denn in Frankreich ist Alles Chateau! War ein Offizier, ein Vicefeldwebel oder ein französisch sprechender Soldat da, so war die Verständigung schnell geschehen. Man führte den Besitzer wohl in seinem eignen Hause umher, um ihm alle die Verschönerungen und praktischen Einrichtungen zu zeigen. Mit einem schweren Seufzer und beengter Brust sah der Arme seine Spiegel zerschlagen, seine Vasen zertrümmert, seine Vorhänge zerrissen, seine Bilder aus den Rahmen genommen, denn fünf Monate Vorposten-Repli sind eine harte Prüfung für ein elegantes Besitzthum, namentlich wenn der Posten genöthigt ist. sich gegen die einschlagenden feindlichen Bomben zu decken. Trauernd kehrt der arme reiche Mann nach Paris zurück, um sich dort zu gratuliren, daß er wenigstens noch einen Stein auf dem andren gefunden.

Diese Wohlhabenden konnten ihre Villen einstweilen entbehren; sie blieben entweder vorläufig noch in Paris oder zogen in die Provinzen, da sie in der Hauptstadt dem Frieden nicht trauten. Die Mittelklasse, die niedere Bourgoisie, die Tausende von Krämern, Magazin-Besitzern, Handwerkern, die ihre Wohnungen, ihre Geschäfte, ihre Werkstätten hatten im Stiche lassen müssen, sahen sich genöthigt, wieder in dieselben zurückzukehren. Mit einem Bündel auf der Schulter, Frauen und Kinder zur Seite, kamen sie in den Ortschaften des Belagerungsringes an. Rathlos traten sie vor ihre einstigen Wohnungen, in denen sie Mobilien, Waarenvorräthe und Handwerkszeug zurückgelassen. Aus jedem Fenster blickte ein gebräuntes Soldatengesicht, das Magazin war ausgeräumt, der Boden mit Stroh bedeckt. In den Wänden des Hauses, im Dach klafften vielleicht die Lücken, welche die Granaten gerissen. In den Trümmern der Mobilien, des Hausgeräths, der Vorhänge, der Ueberzüge, der Betten u. s. w. erkannten sie die ihnen so lieb und gewohnt gewesenen kleinen Habseligkeiten. Die Fensterscheiben waren meist zertrümmert und da wo einst ihr Geschäftsschild, ihre Firma zu lesen war, stand jetzt mit Kreide in ihnen unlesbaren deutschen Chiffern: I. Corporalschaft, oder 59. Reg. 2. Bat. 4. Comp. 10 Mann.

Keiner der Unglücklichen hatte im ersten Augenblick den Muth, das Haus zu betreten, denn sie fürchteten sich vor den Soldaten. Verzagt legten sie ihre Bündel neben die Hausthür; rathlos standen sie da. Der Hunger quälte sie, denn sie hatten alle die Entbehrungen der Be-

lagerung durchgemacht. Drüben vor den andern Häusern trafen eben andere Unglückliche ein, die wie sie die Aussicht hatten, die Nacht unter freiem Himmel zu verbringen oder sich in die Trümmer irgend eines zerschossenen Hauses zu legen.

Inzwischen gelang es ihnen, einen oder den andern französisch sprechenden Soldaten zu finden, der sich ihrer annahm, sie unter seinem Schutz in ihr Haus führte, um sie den darin wohnenden Kameraden vorzustellen. Mit einer oft rührenden Theilnahme wurden sie von diesen aufgenommen. Man räumte ihnen ein Zimmer, man trug ihnen Mobilien aus andern Häusern zusammen, wenn keine da waren; man gab ihnen von den Rationen und so waren sie denn wieder unter Dach und Fach, freilich ohne Existenzmittel, ohne die geringste Aussicht für die nächste Zukunft, ganz der Barmherzigkeit der Feinde überlassen, wenn sie nicht speculativ genug waren, sogleich die Chancen zu überschauen, d. h. mit dem Rest ihres baaren Geldes eine kleine Marketenderei anzulegen, in Versailles allerlei Victualien aufzukaufen und damit ihren Handel zu treiben.

Manche trafen es besser. Sie fanden ihre früher nur ärmlich ausgestatteten Wohnungen glänzend möblirt, freilich etwas barock: grüne Sammetfauteuils, rothe Damast-Causeusen, blaue Tabourets u. s. w., Alles im verschiedensten Geschmack und Styl; Bronzen, Polisander und Mahagoni bunt durcheinander. Hatte man doch selbst Thronsessel in den Lokalen der Feldwachen. Es hatten Offiziere hier gewohnt, die sofort für das nöthige Möblement sorgten und

dasselbe aus allen Schlössern und Häusern der Nachbarschaft zusammen bringen ließen.

Man vertrug sich vortrefflich mit einander. Die eigentlichen Besitzer der Häuser und Wohnungen wurden geduldet mit jener Schonung, die man dem Unglück schuldig ist. Die Besitzer waren bei den Usurpatoren zu Gast und glücklich, wenn sie bei diesen das Gnadenbrot essen konnten. Es war das so die umgekehrte Einquartierung.

Die Aermsten, sie ahnten nicht, was ihnen mit dem Momente bevorstand, in welchem die gehaßten Feinde ihnen den Platz räumten. Ein großer Theil von ihnen auf der Süd- und Westseite mußte noch einmal in wilder Flucht davon gehen; was nicht flüchtete vor den Bomben der Commune, verkroch sich in den Kellern, um darin elend umzukommen, und nur die Bewohner der Nord- und Ost-Front hatten das Glück, unter dem Schutz eines von ihnen so vielfach geschmähten, humanen Gegners dem grauenhaftesten Schauspiel zuzusehen, in welchem der Bürgerkrieg alle seine Schakale und Hyänen entfesselte.

IX.

Die Sentimentalität im Kriege.

Es gibt viel Leute im lieben deutschen Reich, die sich noch immer nicht beruhigen können in dem Gedanken, daß unsere Officiere oder Mannschaften sich dieses oder jenes kleine Andenken aus dem Kriege mitgebracht, für das sie keinen Besitztitel aufzuweisen im Stande sind, — viel Leute, gute und brave Leute, die sonst im Prinzip nicht gegen Andenken sind und deren gewiß selbst so manche in ihren Schatullen haben, aber der Meinung sind, ein Krieg müsse so moralisch wie möglich geführt werden.

Die Veranlassung zu diesen Scrupeln gaben zuerst die französischen Zeitungen, in deren Augen jeder deutsche Soldat ein Mörder und Räuber in Frankreich war, weil die französischen Soldaten dies nicht in Deutschland sein konnten. Dann kamen englische und schweizer Journale, welche den Deutschen in Frankreich allerlei Diebesgelüste andichteten, und endlich waren auch wohl einzelne deutsche Berichte geeignet, jene Vorwürfe zu bestätigen.

Es ist nichts alberner, als die Moral schulmeisterlich in den Krieg hineintragen zu wollen. Was ist Krieg? Mord, Raub, Brand, Plünderung. Wer das Gegentheil, die persönliche Sicherheit, den Schutz des Eigenthums will, der vermeide den Krieg. Wir wollten beides, aber den Krieg zu vermeiden, lag nicht in Deutschlands Macht.

Wer da weiß, was Krieg ist; wer alle die Schrecken desselben kennt, der wird die Sentimentalität bei Seite lassen; und wer da weiß, wie streng die Disciplin namentlich der norddeutschen Armee ist, der wird sehr leicht bemessen können, daß auch in diesem Kriege gegen Person und Eigenthum nichts geschehen ist als was vom Kriege eben unzertrennlich, was eben der Schrecken des Krieges ist.

Nehmen wir selbst an, jeder Officier und auch die Mannschaften hätten sich irgend ein kleines Andenken an diesen Krieg mitgebracht. Wie sind sie in Besitz desselben gekommen? Und wie geht's im Kriege zu?

Man versetze sich zu den Vorposten. Dieselben stoßen auf den Feind, oder die Patrouillen melden seine Nähe. Ein Schloß, ein Gehöft, ein Dorf dienen zur Etablirung; Alles wird in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Bewohner sind natürlich geflohen beim ersten Anblick unserer Ulanen oder Husaren; sie sind vielleicht von den noch hinter ihnen wohnenden Nachbarn fortgerissen, in bleicher Furcht davongeeilt und haben Alles im Stiche gelassen.

Die Schränke sind mit Männer- und Frauenkleidern angefüllt, die Commoden stehen unberührt da, die Schlüssel stecken noch in den Schubladen; auf dem Herd brennt das Feuer noch unter dem siedenden Kessel und der Haushund schnopert verlassen in der Küche herum.

Der Soldat denkt nur an sich und den Feind, dessen Waffen drüben vom Waldessaume herüberblitzen. Man braucht den Schrank, die Commode, das Sopha oder was sonst vorhanden, um eine Barricade aufzuwerfen, einen Verhau zu machen. Im Nu ist das ganze Haus, das

Schloß, das Gehöft verwüstet, und findet der Soldat, nachdem er sich eingerichtet, diese oder jene petits riens, werthlose Nippsachen, die aus den Commoden oder Schränken herausgefallen, die er vielleicht herausgesucht, wer hindert ihn, dieselben zu sich zu stecken? Transportiren kann er wenig. Die Ueberwachung der Tornister ist schon aus Dienstgründen nothwendig, da in jedem Soldaten der operirenden Armee die Neigung steckt, sich den Tornister mit allerlei nutzlosen Dingen vollzustopfen. Was er also an Beute davon tragen kann, wird immer nicht der Rede werth sein. Zu dem kommt noch Eins: der Besitzer ist geflohen, alles ist vogelfrei. Was der Soldat beim Vorrücken hinter sich läßt, wird zerstört, geraubt von dem einheimischen Gesindel, das Nachts aus den Wäldern herausschleicht und Nachlese hält. Alle Wälder Frankreichs waren ja die Diebshöhlen der flüchtigen, armen Bevölkerung, die im Dickicht campirte und Nachts die im Kampfe halb oder ganz verwüsteten Gehöfte und Dörfer absuchte.

Oder: Die Spitze der Truppe rückt durch das Dorf und wird durch Schüsse aus den Fenstern, aus den Dachluken empfangen. Die Häuser werden zerstört. Sie sind dem Kriegsgesetze verfallen und werden in Brand gesteckt. Alles was drinnen, ist gute Beute, gehört von Kriegsrechts wegen dem Soldaten. Soll er etwa in moralischer Anwandlung das Möblement, die Stutzuhren, die Bilder rc. sanft und vorsichtig heraustragen, ehe er das Haus anzündet, damit den schönen Dingen kein Schaden geschehe, und wem sollte er sie in Obhut geben?

Der Soldat ist im Felde wie ein Kind, unachtsam gegen sich selbst, also auch rücksichtslos gegen Andere. Eine der höchsten Eigenthümlichkeiten unserer Armee ist die väterliche Fürsorge der Officiere, namentlich vom Hauptmann bis zum Obersten hinauf, für die Mannschaften. Der Soldat wird von ihnen gehegt und gehütet wie ein unverständiges, muthwilliges Kind. Geht in die Bivouacs und überzeugt euch, mit welch kindlichem Unverstand der Mannschaft die Officiere stets zu kämpfen haben.

Mit der Bosheit eines Kindes also ruinirt der erhitzte Soldat auch gern, was ihm an Feindes-Eigenthum in die Hand fällt, wenn nicht der Besitzer die Courage hat, zu bleiben und dem Sieger ein süß-saures Gesicht zu bieten. Er schlägt den kostbarsten Spiegel in Scherben mit derselben Schadenfreude, mit der er dem Geflohenen den Keller austrinkt. Alles, was herrenlos ist, gehört ihm, und ein verlassenes Haus, in das sich nicht gerade die Offiziere legen, ist sehr bald verwüstet. Dem Soldaten ist es gleichgültig, ob ein Sopha mit Callico oder Seidendamast überzogen, ob die Fauteuils und Tabourets im Geschmack Louis' XIV. oder Louis' XV. sind, und ein Bild von Ingres, Delacroix oder Horace Vernet ist ihm im Allgemeinen gerade so gleichgültig, wie das Gekleckse eines Stubenmalers.

Nicht Aneignungstrieb oder gar Beutelust ist es, was man dem deutschen Soldaten zur Last legen darf. Die deutsche Armee schließt zu viel Elemente der Erziehung und Bildung in sich, als daß man ihr mit irgend welchem Rechte dergleichen rohe Instincte zur Last legen dürfte.

Aber Krieg ist nicht Erhaltung, sondern Verwüstung. Ein Volk wie das französische, das in seiner Ignoranz die Deutschen für Vandalen halten konnte; eine wahnsinnige Interims-Regierung, welche den Befehl gab, Alles solle vor den Deutschen fliehen, nur eine Wüste zurücklassen, in welcher die Eindringlinge verhungern würden, muß sich selber zuschreiben, wenn diese Wüste eben als Wüste behandelt wurde.

Die Angehörigen jeder anderen Nation, die nicht die Dummheit begangen, über ein halbes Jahrhundert rückwärts an der Spitze der Civilisation zu marschiren, würden den moralischen Muth gehabt haben, den Feind in ihrem Eigenthum mit der Würde des Unglücks zu empfangen, nicht davon zu laufen. Diejenigen, welche so viel Besonnenheit behielten, zu bleiben, haben auch nur Gelegenheit gehabt, die Disciplin unserer Truppen anzuerkennen, haben oft selbst eingestanden, daß ihre eigenen Truppen sie beim Durchmarsch nicht so rücksichtsvoll behandelt wie die unsrigen. Die übrigen alle, die feige davon gelaufen, konnten unmöglich erwarten, daß der Feind, wenn er sich in ihre Häuser, ihre Schlösser legte, ihnen säuberlich den Staub von den Möbeln wischen, ihre vergessenen Uhren aufziehen, ihre Piano's stimmen oder ihre zurückgelassene schmutzige Wäsche reinigen werde.

Man redet so viel von den Kostbarkeiten, welche der Feind in den Landhäusern und Schlössern Frankreichs geraubt oder verwüstet. Was ist denn darin gewesen? Mobilien, mehr oder minder kostbar. Der Soldat, der in diese Häuser einquartiert ward, hätte mit weniger

schönen Möbeln auch fürlieb genommen. Anstatt einer Damast-Causeuse hätte er sich eben so gern einen gewöhnlicheren, viel bequemeren Divan ins Bivouac geschleppt oder als Bett gewählt. Oelbilder und Lithographieen, darunter eine Unmasse von Zoten und Equivoquen — Jeder weiß, wie wenig Kunstverständniß der Franzose im Allgemeinen besitzt, und selbst in den Schlössern der Reichen habe ich die elendesten Schmierereien in den anspruchsvollsten Rahmen gesehen. Es ist im Allgemeinen davon wenig verloren gegangen. Dahingegen waren wir sehr oft überrascht, wenn wir in den Arbeitszimmern und Bibliotheken der frömmsten Männer die gemeinsten, zotigsten Lithographieen und Kupferstiche fanden. Thatsache ist es, daß man in den Mädchen-Pensionaten Albums mit den frechsten Zotenbildern fand, die selbst dem rohesten Soldaten imponirten und uns eigenthümliche Ideen von der Moral der jungen Damen gaben.

Es sei mir vergönnt, hier eines Vorfalls zu erwähnen. In Reims waren mehrere Aerzte in einem sehr respectablen Hause einquartiert. Der Besitzer desselben und seine junge Frau empfingen die Fremden mit Achtung. Der eine der Aerzte findet in seinem Zimmer ein Stereoskop, dessen photographische Bilder ein junges, hübsches Weib in allerlei koketten und nackten Positionen darstellt.

„Das Gesicht hast du schon gesehen!“ denkt der Arzt und legt die Bilder bei Seite.

Man geht zur Tafel. Die junge Hausfrau macht die Honneurs. Der eine der Aerzte legt betroffen den Suppenlöffel hin und ruft sich selber zu: „Das ist ja die-

selbe junge Frau, die du eben so seltsam decolletirt in deinem Zimmer gesehen!"

Was war außer Möbeln und Bildern in diesen Villen und Schlössern? Eine Pendule, eine Stutzuhr, die unfehlbar auch auf dem Consol jedes Kamins in den Bauernhäusern stand, denn wenn sonst gar kein Mobiliar im Zimmer vorhanden, eine Pendule fehlte nicht auf dem Kamin.

Unsere Armee, so sagen die französischen Zeitungen, hat namentlich viel Uhren gestohlen. Ich frage, wie soll der Officier, der Soldat in einer solchen Campagne, bei einem solchen Vormarsch eine Kamin-Uhr mit sich schleppen? Den Wein haben sie ausgetrunken, wo sie ihn fanden, und sie haben ihn meist gefunden, wenn er noch so tief vergraben war; viele Mobilien haben sie ruinirt, sich auch wohl aus der zurückgelassenen Wäsche herausgesucht, was sie nothwendig gebrauchten; manch kleines Bild ist auch wohl „gerollt" worden, wenn ein Haus, ein Schloß durch seine exponirte Lage dem Feinde gegenüber doch dem Verderben Preis gegeben war. Es kann aber nur der Blödsinn eines Menschen wie Henri de Pène in seinem „Paris-Journal" behaupten, die Officiere hätten ganze Mobiliare nach Deutschland geschickt. Ich möchte wohl wissen, wer ihnen bei dem enormen Mangel an Transportmitteln dieselben nach Deutschland geschafft hätte!

Unsere sämmtlichen Commandirenden gaben ihren Truppen stets den strengsten Befehl, nichts anzurühren, und wo ein Vergehen denuncirt wurde, kam der Schuldige vor das Kriegsgericht.

In einem Orte vor Paris hatte z. B. ein Soldat sich die Feldflasche eines Commandirenden angeeignet und ward deßhalb vor's Kriegsgericht gestellt. Der Auditeur beantragte, ich glaube, zwei Jahre Gefängniß. Der Gefreite gab sein Urtheil dahin ab: „Da wir im Kriege, so meine ich, sind zwei Tage Arrest auch genug.“ Und das gab den Ausschlag.

Mitten während der Schlacht vor Orleans stand ich mit den Officieren des 11. Regiments auf dem Marktplatze von Artenay, um welchen Ort noch der Geschützkampf tobte. Die Kugeln schlugen in die Gehöfte der Stadt; der Verbandplatz war in einem der Häuser neben uns am Markte etablirt; Verwundete über Verwundete wurden hereingetragen.

Die Bewohner waren sämmtlich geflohen, alle Häuser verlassen. Es herrschte eine bittere Kälte.

Während ich mit dem Hauptmanne plauderte, tritt ein Officier mit rother Binde am Arm heran, hinter ihm ein ganz junger Musikant. „Herr Hauptmann“, meldet der Mann des rothen Kreuzes, „ich übergebe Ihnen hier einen Patron, der so eben eine wollene Decke gestohlen hat.“ Der Hauptmann ließ zwei Mann vortreten und den armen Musikanten abführen, der doch nur um sich zu erwärmen eine Decke genommen, wo gar kein Eigenthümer vorhanden war.

Ich fühlte mich schuldbewußt, denn ich selbst hatte eben einem todten Mobilgarden eine Decke vom Tornister geschnallt. Es war ja so grimmig kalt an der schönen

Loire und der Kampf dauerte schon drei Tage, während welcher der Wind uns das Mark in den Gliedern schüttelte.

In Beaumont sah ich am Tage nach der Schlacht einen Soldaten an eine der Säulen der Colonnade am Markte vor der Wache gefesselt. Auf dem Marsche sah ich Soldaten auf das Reserve=Rad der Batterie oder im Bivouac an einen Baum gebunden. So strafte man in unserer Armee den Diebstahl, während die französische Armee überall marodirte. In Beaumont selbst sah ich auch den Unterschied: dicht neben jenem gefesselten Soldaten stand ein Eckhaus, aus welchem mir mehrere Weiber weinend entgegen kamen.

Sie beschworen mich, der ich eben ein Quartier suchte, doch in ihr Haus zu kommen. Da dasselbe am Markte lag und eines der besten war, hatte ich nicht den Muth, mich dort hineinzulegen, denn es hieß, der König werde mit dem Stabe hier Quartier nehmen. Die Weiber schleppten mich dennoch in das Erdgeschoß. Hier war Alles verwüstet, waren alle Mobilien erbrochen und zerschlagen, Alles ausgeraubt.

Erschreckt fragte ich, ob das von deutschen Soldaten verübt sei. „O nein, von unseren eigenen Leuten!“ riefen die Unglücklichen, während die Thränen ihnen über das Gesicht liefen.

Und dicht daneben stand ein Soldat der siegreichen deutschen Armee an eine Säule gebunden, weil er gestohlen hatte in einem armseligen Nest, in welchem die Franzosen kaum etwas Stehlenswerthes übrig gelassen haben konnten!

Es ist, wie gesagt, albern, die Sentimentalität in den Krieg hineinzutragen, namentlich aber alles Eigenthum im feindlichen Lande für unantastbar zu erklären. Das Gebot: Du sollst nicht tödten, und das Gebot: Du sollst nicht stehlen, sie stehen auf einem Blatte und sind im Grunde beide während eines Krieges suspendirt.

Man ist in diesem Kriege im Allgemeinen nur allzu schonend aufgetreten und steifte dadurch der Frechheit der Franzosen den Rücken. Namentlich in den größeren Städten durften die Hotelwirthe von unseren Officieren Preise fordern, die gar nicht gerechtfertigt waren. Mit der größten Unverschämtheit notirten die Wirthe in der Champagne zu Anfang 10 bis 12 Francs für eine Flasche. Man reducirte die Preise auf 8 Francs. In Versailles trieb der Wirth des Hotel des Reservoirs seine Renitenz so weit, daß die Commandantur ihn endlich greifen, einsperren und das Hotel verwalten ließ, und unsere Officiere waren so tolerant, daß sie es ruhig mit ansahen, wenn die Franzosen mit dem Hut auf dem Kopf in ihre Speisesäle traten und mit der größten Insolenz die Dasitzenden musterten.

Einzelne unserer Etappen-Commandanten trieben ihre Nachsicht so weit, daß die Municipalbehörden auf jede Forderung nur noch das Wort „impossible" hatten und nur gehorchten, wenn sie eingesperrt wurden, und noch viel mehr ist von der Geduld zu erzählen, welche unsere Unter-Präfecten den Monate lang rückständigen Steuerzahlungen gegenüber an den Tag legten.

Im ersten Moment der Besetzung eines Ortes pflegte

die Bevölkerung zu zittern, denn sie erwartete Schandthat und Gräuel; kaum hatte sie sich aber den Feind etwas näher angesehen, so dachte sie: pas plus mechant que ça! und zeigte freche Gesichter.

Just so ging es mit den Requisitionen und Contributionen. Der Befehl lautete für die Vorposten-Commandeure, in den Ortschaften, welche sie besetzten, je nach den Verhältnissen, bis, wenn ich nicht irre, 25 Francs per Kopf an Contribution zu verlangen. Ich kenne so manche Fälle, in welchen sich die städtische Behörde, verzweifelnd über eine so unbillige Forderung, an die Ober-Commando's oder noch höher hinauf wandte, und die Contribution wurde auf 10, auch wohl auf 5 Francs per Kopf herabgesetzt. Die Mairie lachte sich ins Fäustchen, denn sie hätte 50 Francs per Kopf gezahlt, nur um mit dem Feinde auf gutem Fuß zu bleiben.

Während der Märsche an der Loire hatte ich einige Wochen hindurch Gelegenheit, den Dolmetsch zu spielen, wenn es Requisitionen oder Contributionen galt. Unsere Quartiermacher eilten uns voraus, ritten vor die Mairie des nur von einem kleinen Reitertrupp besetzten Ortes und besorgten die Einquartierung. Gleich darauf kamen wir, stiegen vor der Mairie ab und fanden den ganzen Municipalrath am grünen Tisch versammelt.

Die Verhandlung begann. Die Truppen waren im Anzuge, es mußten also in Eile alle Lieferungen beschafft werden. Die Municipalbeamten saßen da und schwitzten Blut. Einer von ihnen mußte ein Papier vor sich nehmen

und schreiben was ihm dictirt wurde: so und so viel Hafer, Stroh, Heu, Fleisch, Brod rc.

Bei jeder Position griffen sich sämmtliche Gemeinderäthe in die Haare, wenn sie deren hatten.

»Impossible, Messieurs, impossible!« riefen alle im Chor. „Wir haben nichts von all' dem, was verlangt wird; unsere eigenen Truppen haben Alles ausfouragirt — absolument impossible! Wir haben vielleicht noch einige Säcke Hafer, einiges Mehl, aber das ist Alles!"

„Gut! Sie können also nicht!"

„Nein!" hieß es aus Aller Munde.

„So werden unverzüglich die Häuser durchsucht und der Gemeinderath wird als renitent in's Loch gesperrt."

„Aber wenn wir liefern könnten, wenn wir Alles aufböten, um aus der Umgegend die Hälfte des Verlangten herbeizuschaffen, bis wann soll es dann geliefert sein?"

„Bis heute Abend um die und die Stunde!"

»Impossible! Jamais, jamais!«

»Alors on fouillera les maisons!«

Neue Vorstellungen. Neue Verzweiflung.

„Sie wollen also nicht. Gut, schreiben Sie von Allem das Doppelte als Lieferung und eine Contribution von so und so viel Francs!"

Die Gemeinderäthe liefen im Zimmer um den Tisch herum, selbst der Schreiber war aufgesprungen.

Die Wache erhielt den Wink, die renitenten Herren abzuführen.

Jetzt kam die Capitulation. Die Herren erklärten

zu thun, was in ihren Kräften stehe, und siehe, es war am Abend nicht nur Alles beschafft, sie lieferten auch dasselbe Quantum noch den nachfolgenden Truppen.

Mit welcher Rücksicht wurde ferner die Brodfrage behandelt! Das Brod mußte in aller Eile gebacken werden. Um jede Renitenz zu vermeiden, sollte also Alles bezahlt werden.

Die Mairie erhielt Ordre, die Bäcker des Ortes zusammenzurufen. Diese kamen und erklärten, nicht backen zu können, da die Soldaten ihnen das Haus stürmten.

„Man wird Euch eine Wache vor die Thür stellen. Wollt Ihr backen?"

„Ja, wir wollen!"

Es ward um den Preis gehandelt und nicht geknausert. Die Bäcker verpflichteten sich, in so und so viel Stunden eine bestimmte Quantität Brod zu schaffen. Einige der Bäcker des Ortes wurden geschont und erhielten die Ordre, für die Bevölkerung zu backen. So ging Alles nach dem Schnürchen, weil der Sieger eben bezahlte, und schließlich theilten unsere Soldaten noch ihr Brod mit der Bevölkerung, wenn die Gemeindebäcker nicht liefern wollten oder konnten.

Schonender, rücksichtsvoller als die deutsche Armee in Frankreich ist nie ein Feind im occupirten Lande aufgetreten, und die Brutalitäten, welche der Bürgerkrieg von Paris lieferte, zwang selbst die Franzosen, anzuerkennen, daß die Deutschen nicht so gehaust, wie die Truppen der Commune und der versailler Regierung.

Welch ein Geschrei erhoben die pariser Zeitungen,

als unser Bombardement begann, nachdem die Forts schon Monate lang auf uns herab kanonirt hatten. Wie schrieen sie über Vandalismus und völkerrechtswidrige Grausamkeit, als hier und da eine deutsche Granate in das „Gehirn der Welt“ schlug, als einige Weiber und Kinder verwundet oder getödtet wurden. Und was geschah hinterdrein in und vor Paris? Die französischen Bomben zerschmetterten die schönsten Denkmäler, verwüsteten die glänzendsten Quartiere der Hauptstadt; Verwundete und Gefangene wurden gegenseitig gehängt, gespießt, gespalten, in der scheußlichsten Weise mißhandelt, während wir die Hunderttausende von französischen Gefangenen bei uns ernährten und pflegten.

Ich rathe doch Sylvester Sarcey, noch ein Tagebuch des zweiten Bombardements von Paris zu schreiben und der humansten, intelligentesten Armee der Welt, die er Vandalen und Hunnensöhne genannt, die Anerkennung zu zollen, welche ihr vor der Gegenwart und der Geschichte gebührt.

Unsere noch vor Paris stehenden Truppen hatten wenigstens die Genugthuung, mit anzusehen, wie die Bevölkerung einer Stadt, die sich anmaßend den „Gedanken der Welt“ nannte, den Cannibalen gleich wüthete, sich gegenseitig mit Mord und Plünderung verfolgte, wie sich endlich alles, was Schutz suchte, in ihre, des Feindes, Arme rettete.

Wie hart auch Paris durch sich selbst gestraft ward, ich sah darin eine gute Saat für die Zukunft, denn was die Pariser sich gegenseitig angethan, wird vielleicht den

Haß gegen die Fremden, wenn auch nicht versöhnen, doch mildern, wird sie, wenn noch irgend ein Funke von Vernunft in ihnen ist, zu dem Geständniß bringen: Sie waren besser als wir, denn selbst sie, die gehaßten Feinde, thaten uns nicht an, was wir uns selber gethan!

X.

Im Hauptquartier.

Es begannen für mich immer Feiertage, wenn ich in eines der Hauptquartiere kam.

Aufrichtig gesagt war's mehr oder weniger langweilig in denselben, denn es herrschte hier die Feld-Etikette, wie ich mich nicht anders ausdrücken kann. Was nicht durch den Dienst zu hohen Stiefeln gezwungen war, vermied dieselben; an der Stelle des frischen, ungebundenen Bivouak-Humors herrschte eine gewisse Zurückhaltung; die Uniformen und Waffen waren alle so zierlich, so blank; es fehlte kein Knopf, es war kein Knopfloch zerrissen, keine Naht gähnte an der Uniform; die Gesichter waren sorgfältig rasirt, die Handschuhe sauber gewaschen und die Offiziere, wenn sie in Gruppen auf dem Platz des gewöhnlich kleinen Städtchens oder Dorfes standen oder in

der Straße flanirten, trugen auf ihren Mienen den Abglanz Moltke's oder mindestens des betreffenden Generalstab-Chefs.

Ich bitte dringend, meine Schilderung nicht als Satyre zu betrachten; es ist mir nichts ferner als diese, denn ich habe sehr viel Wohlwollen und kameradschaftliche Liebenswürdigkeit genossen, die ich am wenigsten also danken möchte. Die Offiziere der Hauptquartiere wollen demnach meine Zeilen wie ein kleines Bild betrachten, das nicht ähnlich sein kann, wenn es nicht hier und da einen kleinen grelleren Pinselstrich zeigt.

Mehre Feldzüge habe ich schon in den Hauptquartieren selbst mitgemacht; ich wußte deßhalb, daß es in denselben häufig etwas reservirt zugeht.

Als der italienische Krieg im Jahre 1859 ausbrach, begab ich mich nach Mailand und von da in einer Timonella nach dem Dorfe Garlasco, in welchem das Hauptquartier des Grafen Giulai sich befand.

Dieser große Feldherr hatte eben seine unschickte Recognoscirung von Montebello gemacht; er hatte seine Compagne bekanntlich mit einem ganz nutzlosen Vormarsch gegen Ivrea, durch die Lomellina, begonnen und sich in beiden Fällen wieder zurückgezogen. Die französischen Befehlshaber mußten also gleich heraus gefühlt haben, daß der österreichische nicht wisse, was er wolle.

Im Hauptquartier empfing man mich sehr artig; ich besaß aber keinerlei Autorisation vom Kriegsministerium in Wien, und so erklärte man mir denn mit einiger Verlegenheit, es sei gestern erst ein Tagesbefehl vom Höchst-

kommandirenden ausgegeben, laut welchem niemand, weder Civil noch Militair, im Hauptquartier geduldet werden solle, der nicht vom Kriegsminister geschickt worden.

Mir war dies ziemlich gleichgültig. Zwischen Oesterreich und Preußen herrschte damals die bekannte, alte Spannung; man war bei uns gar zu gern geneigt, Jeden, der für Oesterreich nur irgendwie in der absichtslosesten Weise Partei ergriff, für bezahlt zu halten. Da nun selbst bei der unbedeutendsten Whist-Partie der Zuschauer für den Partei ergreift, in dessen Karten er blickt, so konnte auch ich in diesem Kriege von meinen Landsleuten mißverstanden werden, — was denn auch nicht ganz ausblieb.

Diesem Tagesbefehl gegenüber erklärte ich also, ich werde sofort umkehren und ins piemontesische Hauptquartier gehen.

Der General-Adjutant Oberst v. K. und mein verehrter Freund Oberstlieutenant v. L. ersuchten mich indeß zu verweilen, bis der Höchstcommandirende von seinem Recognoscirungsritt zurückkehre. Der Feld-Oberpostmeister bot mir sein Quartier an und so blieb ich. Spät in der Nacht erhielt ich die Botschaft, daß ich im Hauptquartier installirt sei, aber mein Ehrenwort geben müßte, keine Berichte zu schreiben.

Nichts war mir selbst erwünschter als dies, da ich nur als Beobachter gekommen und keinerlei literarische Verpflichtungen übernommen hatte. Ich legte also das Gelübde der Verschwiegenheit ab und schaute mit eigenthümlichen Empfindungen der Thätigkeit einiger im Hauptquartier thätiger offiziöser Federn zu.

Schon acht Tage später machte man mir den Vorschlag, ob ich nicht dieser und jener deutschen Zeitung, welche sehr unvortheilhafte Berichte über die österreichische Kriegsführung gebracht, einige corrigirende Mittheilungen machen wolle. Ich berief mich auf mein Gelübde. Trotzdem ließ ich mir einmal, und zwar nach dem Treffen von Palestro, von der Detail-Kanzlei einige offizielle Renseignements geben. Ich fand dieselben den Thatsachen, deren Zeuge ich gewesen, geradezu widersprechend, war der Ansicht, daß schon genug gelogen werde, zog mich also wieder auf mein Gelübde zurück, blieb ein stummer Zuschauer und machte meine Aufzeichnungen für den Druck meines Tagebuchs.

Meine Stellung als Preuße war im österreichischen Quartier überdies eine recht unerquickliche. Man war verstimmt darüber, daß Preußen nicht zu Hülfe kommen wolle, und meine unbedeutende Neutralität gerieth dadurch nothwendig auch zuweilen in einige Verstimmung.

Noch ein anderes Hauptquartier ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben. Es war im türkischen Lager, dem während des Donau- und Krim-Krieges mein erster Ausflug galt.

So wild und romantisch wie jener Krieg wird keiner wieder geführt. Ich selbst brachte noch den ganzen Uebermuth der Jugend mit und verlebte die abenteuerlichsten Tage während der Belagerung der Schanzen von Kalafat unter dem Baschi-Bosuks Iskender Paschas, des bekannten Parteigängers Grafen Illinski, und während der Belagerung von Silistria, in welcher Festung nach dem

Tode Mussa Pascha's unser Landsmann der Oberst Grach das Kommando übernahm.

Nach Aufhebung der letzteren Belagerung und nachdem die Russen sich von Silistria wieder über die Donau zurückgezogen, ging ich nach Schumla ins Hauptquartier Omer Paschas.

Ich schrieb damals der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Eines schönen Tages lag ich unter dem Druck glühender Hitze in meinem Quartier am Boden auf dem Bauch und schrieb, denn der Orient kennt bekanntlich keine Stühle und Tische.

Ganze Seiten hatte ich schon gefüllt, der Schweiß tropfte mir wie von einer Dachrinne auf das Papier. Aber es mußte geschrieben werden, denn die Expedition nach der Krim sollte nahe bevorstehen.

So fand mich mein Freund und Kamerad Jacoub Aga, der polnische Insurgent Constantin v. Jacubowski, der seit lange zum Islam übergetreten war und in der türkischen Armee als Colassi, als Vice-Major, der Baschi-Bosuks diente.

„Was treiben Sie da?" fragte Jacoub Aga, seine großen blauen Augen listig zusammen kneifend, daß das braune, faltige Gesicht einem Bratapfel glich.

„Ich schreibe, lieber Aga!"

„Was schreiben Sie? Und zu was schreiben Sie?" fragte der Aga, sich auf den Divan werfend, die Beine unter sich kreuzend und seine Rauchwolken vor sich hinblasend.

„Ich muß nach Hause schreiben, den Meinigen Nach-

richt geben, daß ich noch lebe, denn Sie wissen, der betrunkene Patron, der Ismael Pascha in Nicopol, hat mich als vermeintlichen Spion trotz meiner Bestallung von Halim Pascha verhaften lassen und wollte mich füsiliren. Vielleicht ist das drüben bekannt geworden und man hält mich zu Hause für eine Leiche." (Was denn auch geschehen war, da das offizielle Correspondenzbureau der Russen in Bukarest von meiner Verhaftung Wind bekommen hatte.)

„Geben Sie sich keine Mühe," brummte der Aga. „Omer Pascha hat auf der Feldpost Ordre gegeben, alle Briefe von europäischen Officieren ohne Weiteres zu verbrennen."

„Das wäre eine Niederträchtigkeit!" rief ich aufspringend und mir den Schweiß trocknend.

„Niederträchtig ist es, aber deßhalb nicht minder wahr!" lachte der Aga. „Ich kann Ihnen sogar sagen, daß der Serdar Ihre Briefe ganz besonders beaufsichtigen läßt, weil Sie mit Sami Pascha, dem Gouverneur von Widdin, während unsrer Campagne in Kalafat Krakehl gehabt. Sami ist der falscheste Türke von Allen, weil er ein Grieche ist, und das will etwas sagen."

Letzteres war allerdings so. Ich hatte dem Lieblings-Pagen jenes Pascha in dem Konak desselben einmal eine Ohrfeige gegeben, weil der dumme Junge mir während des Rhamadan in Hofe des Pascha einen Kanonenschlag vor die Füße geworfen. Der Junge war schreiend in den Harem gelaufen und seitdem lud mich Sami nicht mehr

ein, denn den Lieblingsjungen eines Paschas beleidigen ist schlimmer als eine seiner Favoritinnen verletzen.

Jacoub Agas Aeußerung ward mir bestätigt. Es blieb nichts übrig, als einen eignen Postdienst so organisiren, d. h. es mußte jede Woche einer von uns die achtzehn Stunden nach Warna zu Pferde zurücklegen und unsre Briefe dort dem Dampfschiffs-Agenten der Lloyd-Gesellschaft übergeben.

Ich bin da weit abgekommen von unsren Hauptquartieren in Frankreich, die ihren ganz eigenthümlichen Charakter hatten.

Jedes Hauptquartier der operirenden Armeen pflegt neben den Officieren der Suite, den Generalstäben, den Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren, dem Militär- und Civil-Cabinet und Beamten, den Fourieren, den Stabswachen und dem Train seine besondren Gäste zu haben. Es sind dies die militairischen Bevollmächtigten fremden Staaten, die als Beobachter den Feldzug mitmachen, die fremden Officiere, welche zur Information ihrer selbst und ihrer Kriegsministerien accreditirt werden, und ihre Beobachtungen zu rapportiren haben. Ferner die fremden Aerzte, welche im Feldhospitalwesen, der Verwundeten- und Krankenpflege neue Erfahrungen machen, und die Einrichtungen prüfen wollen; vielleicht einige junge Diplomaten, die in besonderen Missionen hier anlangen; die Correspondenten großer europäischer Zeitungen und einige Künstler, welche die illustrirten Zeitungen versorgen oder für größere Kriegsbilder ihren Stoff sammeln.

Die preußischen Hauptquartiere haben nun noch ihre

besonderen Gäste, die man in den andern nur vereinzelt findet, nämlich die deutschen Fürsten und Fürstensöhne, welche sich zu einer glänzenden Suite versammeln.

In Preußens Königshaus ist es eine unverbrüchliche Tradition, daß die Prinzen selbst sich an die Spitze der Armee stellen, daß der König das oberste Commando führt. Dies und die allgemeine Wehrpflicht Preußens hat auch in den übrigen jüngeren deutschen Fürsten und Prinzen den militairischen Geist gefördert und nach dem schleswig-holsteinischen Feldzuge sahen wir diese denn mit wenigen Ausnahmen alle in die Hauptquartiere eilen, wenn sie nicht selbst ein Commando übernahmen, wie namentlich der Großherzog von Mecklenburg und der Kronprinz von Sachsen.

Die Hauptquartiere des Königs von Preußen in Nikolsburg und Versailles zählten deshalb eine ganze Reihe von deutschen Fürsten, die es für ihre Pflicht hielten, wenigstens dabei zu sein. Einzelne von ihnen wie Fürst Pleß und Fürst Putbus widmeten sich sogar dem mühseligen Beruf der freiwilligen Krankenpflege, während wiederum einzelne in den Generalstäben ihre Dienste leisteten.

Es hat das natürlich seine schöne und glänzende Seite, aber auch wohl seine Nachtheile. Jeder dieser Fürsten hat seine Dienerschaft, seinen kleinen Train, wodurch die Colonne anwächst. Ist das Hauptquartier durch die Operationen genöthigt, sich in Dörfer zu legen, was vorzugsweise geschehen muß, so ist die Quartierung eine sehr schwierige. Es mangelt an Obdach, an Verpflegung, und setzt sich der ganze Stab zu Pferde in Bewegung, um

der Action zuzuschauen, so ist das mit der Stabsbedeckung eine großartige Cavalcade, die zu einer und zwei Schwadronen anwächst, also eine gewisse Schwerfälligkeit erlangt.

Die hohen und höchsten Herrschaften sind natürlich die Bequemlichkeit gewohnt. Angesichts der bekannten Schlichtheit und Einfachheit unseres obersten Kriegsherrn ist jeder der Herren aber so spartanisch, wie es die Umstände verlangen; wenn es jedoch Raum und Zeit gestatten, läßt man seinen kleinen Prädilectionen den Zügel und ohne das streng militärische Regime im großen Hauptquartier würde die Lebenslust der jüngeren Fürsten vielleicht dann und wann kleine capuanische Verhältnisse anbahnen, zu denen das an Preußens Waffen haftende Kriegsglück gerne die Hand bietet.

Im preußischen Lager war selbstverständlich davon nicht die Rede. Der Kaiser von Deutschland schlief auf einem gewöhnlichen Feldbett; Fürst Bismarck kannte keine Bequemlichkeit; die Uebrigen durften sie also auch nicht kennen. Man aß seine Erbswurst, wenn es nicht anders ging; man schlief auf Tennen und Heuböden, wenn es die Umstände verlangten. Nur in Versailles bildete die Dauer der Belagerung, die Gewöhnung an eine gewisse Stabilität eine Art von Häuslichkeit heraus, die sich, je nach den Neigungen des Einzelnen, mit Champagner und Trüffeln illustriren ließ und eine ununterbrochene Corespondenz mit Rheims und Epernay nothwendig machte.

Hätte, was Gott und unsre Waffen verhüteten, das französische Hauptquartier so lange vor Berlin gelegen wie wir vor Paris, es hätte in demselben ein Sybaritismus

um sich gegriffen, der sich vor den tollsten Orgien nicht genirt haben würde. Man brauchte in Frankreich ja nur den Ort zu betreten, in welchem eben erst das Hauptquartier eines französischen Generals aufgebrochen war, um noch die Spuren der schnödesten Völlerei und Maitressenwirthschaft vorzufinden. Wenn die Franzosen von uns etwas haben lernen wollen, so ist es das Gefühl der strengen unnachsichtlichen Disciplin, welche dem höchsten General inne wohnt wie dem letzten Train-Knecht; die jedem Soldaten, dem höchsten wie dem niedrigsten, unveräußerliche Berufstreue, die Schlichtheit der militärischen Sitten, die eben nur an dem blutigen Ernst des schweren Werks und dem vollen Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit klebt und dieses Gefühl durch keinerlei Leichtsinn zu entwürdigen im Stande ist.

Aber sie werden trotzdem nichts gelernt haben, weil sie nichts lernen wollen. Dieser eitle Pfau unter den Nationen, dem man den ganzen schillernden Schweif ausgerissen, bläht sich schon wieder und blickt zurück auf das fehlende Rad, als existire es noch. Thiers, der Geschichtsschreiber des Kaiserreichs, erklärt schon jetzt, daß Frankreich in den Hauptschlachten siegreich gewesen und sobald man in Paris einigermaßen zur Ruhe gekommen, wird ein Dutzend glänzender Historiker auftreten und der Nation schwarz auf weiß versichern, was schon Napoleon von Chilehurst jetzt in einer Broschüre nachweisen läßt, daß man eigentlich in allen Gefechten gesiegt habe, jedenfalls aber die ganze Campagne noch viel glorreicher gewonnen haben würde, wenn man nach Sadowa dem

Vorschlage der Militär=Commission gefolgt wäre und die französische Armee von 600,000 auf 1,200,000 gehoben hätte. Der Franzose lernt nur Dinge, die seiner Eitelkeit zu schmeicheln geeignet sind, alles Andere weist er als dumm und unwahr zurück. —

Da ich mich meist bei der Truppe aufhielt, habe ich während des Feldzuges die Hauptquartiere nur flüchtig gesehen, mich nur in dem des Königs von Preußen und dem des Großherzogs von Mecklenburg länger aufgehalten — ich sage: des Königs weil damals das deutsche Kaiserreich noch nicht wiedergeboren war.

Das erstere, das große Hauptquartier kam nach der Schlacht von Spicheren nach Saarbrücken, wohin ich zurückkehrte, um mir meine Legitimation zu erbitten, denn in Saarbrücken hatte bis zu dieser Schlacht nur der Oberstlieutenant von Pestel commandirt. Die Stadt war während dieser Zeit mit Verwundeten überfüllt; ein furchtbares Regenwetter herrschte, die durchziehenden Colonnen verursachten ein Chaos in der Stadt, und von der Anwesenheit des großen Hauptquartiers war deshalb wenig zu bemerken. Erst in St. Avold, wohin es sich von Saarbrücken begab, sah ich alle die Herren, zum Theil dieselben, welche ich schon 1866 in Nicolsburg gesehen. Von St. Avold nach Courcelles=Chaussy zu den Vorposten gehend, fand ich das große Hauptquartier erst in Pont=à=Mousson wieder und zwar gerade an dem sonnigen Mittag, an welchem der König die erste auf französischem Boden eingetroffene Landwehr vorüber marschiren ließ. Einer der Bewohner dieses freundlichen

Städtchens, ein Greis, der auf dem Markte dieser kleinen Revue zuschaute, trocknete sich die Thränen von den runzlichen Wangen. „Ach, mein Herr," wandte er sich seufzend zu mir, als ich ihn fragend anschaute, „dieses Kreuz habe ich schon während des vorigen Durchzuges der Deutschen in Frankreich gesehen! Daß ich dies noch einmal erleben mußte!"

Das Hauptquartier operirender Armeen ist in seiner äußeren Erscheinung immer ein sicherer Gradmesser der Ereignisse. Das des Siegers zeigt Sorglosigkeit, heitere, lächelnde Mienen; das Quartiermachen und alle Dispositionen für die Etablirung geschehen mit einer gewissen Sicherheit. Bei einem bewußten, auf unbestrittene Siege geschehenen Vorrücken heißt es: wir bleiben hier bis morgen, bis übermorgen, vielleicht noch länger. Man betritt sein Quartier mit einer Gemüthsruhe, als wolle man Monate lang darin verweilen, und die Nachrichten von dem, was vor uns geschieht, nimmt man mit einer Gemächlichkeit hin, als verstehe sich Alles von selbst.

Wie ganz anders aber ist es in dem Hauptquartier des sich zurückziehenden Feldherrn! Da geht's unruhig und asthmatisch her wie in einer kranken Lunge. Die Schlacht ist geschlagen und verloren. Die Marsch-Ordre ist gegeben. Wohin, das weiß Niemand. Die Karte beweist uns nur, daß es rückwärts oder sehr stark seitwärts geht. Die Quartiermacher sind natürlich nach rückwärts vorausgegangen und haben in aller Eile ihre Geschäfte besorgt. Man trifft im Dorfe ein; man sucht seinen Namen, der mit Kreide an die Hausthür geschrieben, man

zankt sich um die Stallungen. Alles sucht durcheinander. Einer sagt dem Andern, in welcher Gegend und Straße er den Namen desselben gelesen. Endlich findet man das Quartier. Es liegen fünf, sechs Offiziere in einem Zimmer, zwanzig auf einer Tenne.

Man ist verstimmt. Keiner vom Generalstab will zugeben, daß man geschlagen und auf dem Rückzug sei. Das Schlachtfeld ist aufgegeben, allerdings, so heißt es; unsere Verwundeten sind zurück geblieben, in der Hand des Feindes, das ist wahr; aber man ist eben in Begriff, die Scharte wieder auszuwetzen; morgen wird der Feind total auf's Haupt geschlagen.

Alles ist ermüdet und möchte sich auf's Bett, auf die Streu werfen. Aber die Sache sieht bedenklich aus; man flüstert sich zu, es werde an Nachtruhe nicht zu denken sein; man sei in Marschbereitschaft und müsse zu jeder Stunde die Ordre zum Abmarsch erwarten.

Nichts zu essen, nichts zu trinken. Man sammelt in der Satteltasche oder in den Brodsack die Reste und Krumen, nimmt den letzten Schluck aus der Feldflasche und bürstet sich den Staub, den Schmutz von den Kleidern.

Plötzlich entsteht unter den auf der Straße haltenden Fourgons eine verdächtige Bewegung. Die Pferde werden wieder aus den Ställen geholt. Alles rennt hin und her. Es wird aufgebrochen, denn der Feind ist im Anrücken. So geht's verdrießlich in die Nacht hinein, vielleicht vier, fünf Stunden weiter rückwärts, und im Morgengrauen kommt man erst dazu, sein müdes Haupt zu betten. Wenn die

Sonne hoch am Himmel steht, erfährt man auch wohl den ganzen Umfang des Geschehenen: man ist geschlagen auf der ganzen Linie und die Armee sucht neue Positionen, um sich zu sammeln.

Nichts verdrießlicher als einem Hauptquartier attachirt zu sein, das fortwährend auf dem Rückzuge. So war's in jenem italienischen Kriege. Nach dem Gefechte von Palestro zogen wir uns spät in der Nacht, im Morgendunkel aus Garlasco über den Ticino zurück, brannten die Brücke hinter uns ab, und marschirten über Bereguardo nach Magenta. Die Zouaven waren uns auf den Fersen und legten sich in unsere warmen Betten, auf denen wir kein Auge hatten schließen dürfen. Die Schlacht von Magenta ward als unentschieden am Abend abgebrochen. Wir lagerten uns mit der Ueberzeugung, daß der Kampf mit Tagesanbruch wieder beginne und man die drei noch intacten Corps zur Verstärkung heranziehen werde.

Mit dem ersten Morgengrauen brachen wir auf. Wohin? Ein Flankenmarsch, hieß es. Wir kamen in Binasco an, unserem Sammelpunkt, und sahen hier ein, daß wir auf dem Rückzug seien.

So retirirten wir von Palestro über Magenta, Melegnano nach Solferino und von da zum Festungs-Viereck, wo der Vorhang über diesem Trauerspiel fallen sollte. Es ist ein Trauermarsch in beschleunigtem Tempo, so ein ununterbrochener Rückzug!

Wie oft gedachte ich desselben im Jahre 1866, als ich die österreichische Armee wiederum auf einer ähnlichen Retraite sah! Welch eine Empfindung, als ich am

Nachmittage des heißen Tages von Königgrätz die schöne österreichische Nord-Armee durch die gelben Kornfelder der Elbe zueilen sah, in wilder Auflösung, rettungslos, unfähig, sich wieder zu sammeln und noch einmal den Kampf aufzunehmen. Und während dieses Tages, ja noch am Nachmittag hatten sie im österreichischen Hauptquartier zu Olmütz am Telegraphen gesessen und von einer Viertelstunde zur andern Sieg und immer wieder Sieg nach Wien gemeldet!

Ich befand mich damals anfangs bei der 16. Division, dann in der Avantgarde des General von Schöler, dann im Hauptquartier des General Herwarth v. Bittenfeld. Jeden Morgen ging es vorwärts, immer vorwärts; ich hätte niemals daran gedacht, daß ich noch eine Promenade im Sattel von Dresden nach Wien machen werde. Alle Siegesnachrichten, die uns von den anderen beiden Armeen zukamen, nahmen wir hin wie etwas, das sich von selbst verstehe. Unsere modernen Kriege hatten ja bisher immer denselben Charakter: Der Eine siegte bis zum Freudetaumel, der Andere wurde geschlagen bis zur Betäubung. Es war in jedem Feldzuge eine entschiedene Ueber- und Unterlegenheit der Waffen, und wäre die französische Nation nicht auf die thörichte Idee gekommen, den Volkskrieg zu organisiren, der Feldzug wäre bei Sedan, also vom 2. August, dem Tage des Ueberfalls von Saarbrücken bis zum 2. September, der Gefangennahme Napoleons, in vier Wochen beendet gewesen, wie ja auch der Böhmische bei Sadowa schon seinen eigentlichen Abschluß gefunden hatte. —

Ein originelles Gepräge der Sorglosigkeit, ja der Gemüthlichkeit bot das große Hauptquartier des Königs während der Schlacht von Beaumont. Dasselbe hatte zwei Tage in dem Dorfe Grandpré gelegen, einem elenden Nest, das die Franzosen soeben erst ganz ausgesogen verlassen hatten. Es war Mangel an Allem; die Generalstabs-Offiziere hatten ihr Conferenz-Zimmer in der Schulstube des Dorfes; mühselig gelang es uns, einen Weinhändler aufzufinden, der uns gegen gute Bezahlung wenigstens einen Trunk zu unserer zähen Fleischration lieferte. Man war eben mit der Umgehung des Feindes beschäftigt; große Dinge bereiteten sich also während dieser zwei Tage vor.

Am Mittage gings nach Busancy, vor welchem Ort unsre Artillerie mit dem Feinde anzubinden suchte. Die Franzosen hielten nicht Stich. Sie zogen sich nordwärts, wir ihnen nach. Der König wählte mit seinem Stabe die schroff über dem Dorfe Sommouth aufsteigende Höhe, von welcher aus das ganze zu unsren Füßen liegende Schlachtfeld zu überschauen war. Während der König, auf einem Stuhl sitzend, durch das Fernrohr den Massenbewegungen folgte und eine Rauchsäule nach der andern sich gen Himmel erhob, lagerten wir am Abhange auf dem Grase. Ein Feuer ward angezündet, denn der Wind fuhr scharf über die Höhe dahin. Die Feldküche ward ausgepackt, Alles sammelte sich um die Körbe, aus denen Brod und Schinken vertheilt wurde.

General Sheridan stand fast regungslos mit dem Fernrohr da. Der gute Herr trieb seine Neutralität so

weit, daß er stets mit leerer Degenkoppel erschien, damit niemand glaube, er habe Lust mit drein zu hauen.

Wir lagerten am Abhang. Vor uns senkte sich ein Kartoffelfeld gegen das Dorf hin, durch welches die Baiern marschirten. Während unsere Truppen unten auf den vom Wald gesäumten Feldern sichtbar vordrangen, brachten die Adjutanten die günstigsten Meldungen. Der Kampf entfernte sich immer weiter über die Höhe und entzog sich unsren Augen. Wir sahen und hörten nur den Pulverdampf und das Krachen der Geschütze, das in den Waldungen sein Echo fand.

Ein Häschen lief vor uns durchs junge Kartoffelkraut. Ein halbes Dutzend von der Stabsbedeckung jagte mit gezogener Plempe dem geängsteten Thierchen nach. Fürst Bismarck stieg in seinen hohen Kürassierstiefeln durch das Kraut und haschte nach irgend etwas. „Der Bundeskanzler auf der Maulwurfsjagd!" brummte einer der neben uns liegenden Offiziere.

Es herrschte eine Sorglosigkeit, welche durch die Gewohnheit des Sieges schon Jedem in den Gliedern lag, denn Alle hielten es für selbstverständlich, daß der Gegner geschlagen werden müsse.

Ich verließ am Nachmittage noch das Hauptquartier, um mich wieder den Truppen anzuschließen, denn mit Beaumont sollte die Sache nicht abgemacht sein. Es waren wie bei Gorze, Rezonville und Gravelotte wieder drei, auch vier auf einander folgende Schlachttage zu erwarten, die denn auch unter den Namen Beaumont, Mouzon und Sedan verzeichnet wurden.

Erst am Morgen der Uebergabe von Sedan sah ich das große Hauptquartier in Doncherry wieder, zugleich das des Kronprinzen. Hier strahlte Alles vor Siegesfreude. Napoleon kam und überreichte dem König seinen Degen. Es geschah die bekannte Entrevue der beiden Monarchen im Schlößchen Bellevue, die hinreichend beschrieben worden.

Nach Sedan trat bekanntlich eine scheinbare Pause ein, hinter welcher die Pariser, die Deutschen schon am 5. oder 6. September vor ihren Wällen erwartend, eine Teufelei vermutheten. Die Truppen mußten einige Ruhetage haben, und so war denn der Ring um Paris erst am 19. September mit dem heißen Kampfe bei Petit Bicêtre und Chatillon geschlossen, in welchem die Zouaven Reißaus nahmen, um sich am Trocadero von den Zuschauern mit Hohn und Spott empfangen zu lassen.

Das große Hauptquartier legte sich in mehreren Etappen nach Rheims, in die alte Krönungsstadt, welche die Deutschen sehr mißmüthig und verdrießlich empfing, indeß bald gute Miene zum bösen Spiel machte, als sie den Unterschied der deutschen und französischen Soldaten erkannte. Mac Mahons Truppen hatten bei ihrem Durchzuge hier ein schlimmes Andenken zurückgelassen und durch ihre Ansprüche die Bürgerschaft vielfach verletzt. Indeß was duldet nicht der Patriotismus! So lange war es den Bewohnern von Rheims sonnenklar gewesen, daß nur Verrath die Niederlagen der französischen Armee bewirkt haben könne; seit sie unsere Truppen sahen, ging ihnen aber ein anderes Licht auf, und selbst die verbissen-

sten Franzosen gestanden ein, daß unsere Armee in ihrer Haltung und in militärischem Geist der französischen „supérieure" sei — aber verrathen waren sie natürlich doch.

Dem großen Hauptquartier schien die Rast in der alten schönen Stadt sehr wohl zu behagen. Als ich nach Rheims kam, waren schon zahllose Flaschen Champagner geleert. Im Lion d'or, im Hotel de Commerce und anderen waren die Speisesäle bis auf das kleinste Winkelchen gefüllt und überall sah man die Champagnerflaschen mit ihren Klingelzügen, an denen die Plombe hing. Die Hotels machten die glänzensten Geschäfte und diejenigen Offiziere, welche das Glück gehabt, in die Häuser der renommirtesten Marken einquartirt zu werden, hatten es gut, sehr gut. Einzelne dieser Häuser, die durchgängig mit Deutschland in engstem Verkehr, meist sogar mit Deutschland associirt sind, benahmen sich sehr splendid; ein andres, dessen Chef selbst ein Deutscher, betrug sich so schofel, daß ihm jeder eine Lection gewünscht hätte. Nur der großen Rücksicht, welche stets im Hauptquartier geübt wurde, verdankte er es, daß ihm diese nicht geworden. Selbst als das Hauptquartier in Versailles lag und in Rheims seine Bestellungen machen ließ, beobachtete dieser Herr noch dieselbe Renitenz.

In keiner Stadt Frankreichs machte die Einfachheit des Königs von Preußen so große Eindruck wie in Rheims. „Wie," hieß es, „das ist der Roi de Prusse, der Herr in der einfachen Kalesche, der so freundlich dreinschaut,

während ganz Frankreich ihn wie einen blutgierigen Tyrannen betrachtet?"

Die guten Leute waren gewohnt, ihre verschiedenen Dynastien stets in goldstrotzenden Equipagen zu sehen, ohne die Napoleon III. selbst nicht in diesen verhängnißvollen Krieg ziehen konnte. Dem Franzosen imponirt nichts mehr als der Luxus; er konnte sich also auch den Krieg, namentlich das Heerlager eines Siegers nicht ohne Franzen und Goldborten auf allen Nähten vorstellen, und diese fehlten ja dem Hofstaat, sie fehlten den preußischen Generalen, die nicht einmal einen Federbusch auf dem Kopf trugen, die Brust nicht mit zwanzig Orden behängt hatten.

Nur Eins verfehlte nie seinen Effect bei den Franzosen, der Durst der Deutschen, und mein Wirth in Rheims äußerte mir einmal in vollem Ernste sein Erstaunen darüber, daß nicht die ganze Deutsche Armee betrunken sei bei der Quantität, welche jeder Einzelne zu consumiren im Stande. Dieser gute Mann, ein reicher Garnfabrikant, der seine Frau und Töchter vorsichtig entfernt, hatte überhaupt sehr antike Anschauungen von den Deutschen, wie wir sie überall in Frankreich vorfinden. Eines Mittags kam er mit einer sehr pfiffigen Miene zu mir ins Zimmer und entdeckte mir, er habe mir eine sehr angenehme Ueberraschung bereitet; es sei ihm nämlich gelungen, von einem mit Deutschland correspondirenden Hause eine Portion Sauerkraut zu erhalten. Enttäuscht stand er da, als ich keine Miene verzog, im Gegentheil diese Ueberraschung ablehnte. Er war der Meinung ge-

wesen, eine Portion chou croute gehe jedem Deutschen über das ewige Himmelreich.

Vor dem erzbischöflichen Palais, in welchem der König residirte, und der schönen Kathedrale, mit welcher jenes zusammenhängt, sammelten sich tagtäglich die Neugierigen um den Roi de Prusse zu sehen. Die kleinen Revuen, welche der König auf dem Domplatze abhielt, riefen stets einen Theil der Bevölkerung herbei, und immer wieder machte König Wilhelm auf die Franzosen denselben Eindruck, welchen er im Jahre 1867, als er nach Paris kam, auch auf jene Bevölkerung hervorbrachte.

Damals während der Weltausstellung war eben erst die Collision in der Luxemburger Frage beseitigt und der Aerger über die Prussiens noch frisch. Man bedauerte es allgemein in Frankreich, daß eine so günstige Gelegenheit zur Revanche für Sadowa unbenutzt vorüber gegangen, und die Pariser bildeten deßhalb Spalier vom Bahnhof, den Boulevard Sebastopol entlang und bis hinab zum Eintrachtsplatz, um den Roi de Prusse mit Demonstrationen zu empfangen. Als aber die dem Bahnhofe zunächst stehenden Maulaffen die hohe, majestätische Gestalt des Königs sahen, vergaßen sie das Zischen und die Einen dachten, die Anderen riefen: „vraiment, il a l'aire d'un roi!“

Der König von Preußen war damals der populärste aller königlichen und kaiserlichen Gäste in Paris — populärer als sie Alle war nur Einer noch, nämlich Bismarck, dieser seltene Mann, dem es gelungen, in wenigen Jahren die ganze Bewunderung und den ganzen Haß des

Weltalls auf sich zu lenken. Ich sehe heute noch den Fürsten Bismarck im Variétés=Theater erscheinen. Die Nachricht, Bismarck sei da, electrisirte das ganze Haus. Alles erhob sich, Alles streckte die Hälse aus, um in die Loge zu blicken, und glücklich, wem es gelungen, nur die Nasenspitze des Bundeskanzlers zu sehen.

Just so, aber in noch viel höherem Grade war diese Neugier in den Städten Frankreichs, in welche sich das große Hauptquartier legte. Der König war der Bevölkerung eine ungeheuer interessante Erscheinung, der Kronprinz ebenfalls, wenn er kam; Alles fragte aber zuerst: wo ist Bismarck?

Charakteristisch genug, war es der Bundeskanzler, der allen Haß der Franzosen von dem Scheitel des Königs auf den seinigen ableitete. Ich habe während des Krieges nie finden können, daß man den König haßte, aber auf Bismarck warf man all' den glühendsten, schwärzesten Haß, dessen die tiefgekränkte Nation fähig war. Ich erzählte in meinem Tagebuch von der Köchin in Rheims, die mit leuchtenden Augen uns versicherte, dem König wolle sie nichts Böses, aber wenn ihr Bismarck begegne, mit diesem Küchenmesser werde sie ihn ermorden!

Und wie wohl dem Bundeskanzler dieser Haß bekannt war, er bewegte sich gleichgültig, unbekümmert, inmitten dieser von Wuth und Rachsucht kochenden Bevölkerung, ohne daß ihm irgend etwas widerfahren wäre. Kannte doch der große Mann seine kleinen Franzosen!

Während sich das Hauptquartier über Chateau=Thierry und La Ferté nach Meaux verlegte, war das VI. Armee=

Corps gegen Paris vorgerückt, um die Kette zu schließen. Meaux ist eine langweilige Stadt, von der wenig zu erzählen. In den gegen Paris zu gelegenen kleinen Orten wie Claye u. A. hatten wenige Tage vorher die Corps francs arg gehaust und sämmtliche Häuser verwüstet. Das große Hauptquartier lag in Meaux sehr exponirt, nur geschützt durch kleine Vorposten. Der König besichtigte von hier aus unsre Aufstellung gegen Osten und befahl dann eines Tages plötzlich den Abmarsch des Hauptquartiers nach Ferrières.

Auf dem Marsch nach des reichen Mannes Schloß war es, wo Bismarck mit Jules Favres zusammentraf, um mit ihm in Rothschild's Sommerpalast zu conferiren. Die Pariser behaupten, wenn Bismarck damals den ehrenwerthen Jules Favres etwas glimpflicher behandelt, wenn er ihm nicht so verächtlich von der »populace« gesprochen hätte, welche die pariser Regierung über den Haufen werfen werde, so würde die Bürgerschaft gezwungen worden sein, die Preußen selbst zu Hülfe zu rufen. Denn gerade Bismarck's verächtliche Sprache habe die rothe Canaille von Belleville und Menilmontant, die damals eine drohende Haltung gegen die Bürgerschaft zeigte, bestimmt, sich jeder Excesse zu enthalten und mit der wohlhabenden Bourgeosie Hand in Hand zu gehen.

Es mag etwas Wahres darin liegen. Wenn man vom Rathhause kommt, ist man immer gescheidter als vorher. Hätte man die Zustände im Innern von Paris genauer beurtheilen können, es wäre vielleicht Manches anders geschehen. Die Pariser behaupten auch, man habe die

Belagerung nicht nöthig gehabt, denn da zu Anfang weder die Forts armirt, noch die Enceinte vertheidigungsfähig gewesen, so hätte man mit geringen Verlusten in Paris eindringen können.

Allerdings war es so, aber wer kann sagen, es sei in der Geschichte etwas nicht nothwendig gewesen. Vollzieht sie sich nach einem höheren Willen, so ist anzunehmen, daß derselbe seinen irdischen Mandataren gewisse Vollmachten ertheile, durch die auf Umwegen dasselbe Resultat erreicht wird. Vielleicht bedarf die Geschichte auch gewisser Ruhepunkte, um Athem zu schöpfen, denn die Menschheit, die sie abspielt, ist von Fleisch und Bein und die Lunge bedarf der Ruhe.

Herrschten doch bis zuletzt zwei entgegengesetzte Ansichten im großen Generalstabe, über welche die Humanität des obersten Kriegsherrn entschied, und dieser scheute jedes nutzlose Blutvergießen. Aber das letztere wurde dadurch nur unsren Truppen erspart, um einen noch größeren Aderlaß, um Mord und Brand unter den Franzosen den Weg zu bahnen.

Wären die Deutschen gleich in Paris eingedrungen, die stolze Weltstadt würde in ihrem vollen Glanz erhalten sein. Hätte man den Rothen auf dem Montmartre durch einen entschiedenen Angriff die Kanonen weggenommen, die Commune wäre nicht proclamirt worden. Hätte Thiers die Klugheit besessen, die durch ein allgemeines Votum creirte Commune anzuerkennen, mit ihr zu unterhandeln und ihr ein gewisses Maß städtischer Freiheiten zuerkannt, über die sich ja feilschen ließ; hätte er wenigstens mit

diesen desperaten Köpfen zu temporisiren versucht, um der besser gesinnten Bürgerschaft Zeit und Courage zu verschaffen, es wäre zu einer wenigstens vorläufigen Einigung gekommen, und die furchtbare Katastrophe vermieden worden. Aber die Rechte der Nationalversammlung glaubte es ja unter ihrer Würde, mit der Emeute zu pactiren. Hätte endlich Mac Mahon, als er in Paris eindrang, richtig erwogen, was er der brutalen Bande zutrauen könne und durch kluge Operation die Verwüstung der Stadt unmöglich gemacht, Paris wäre mit einigen Feuersbrünsten davon gekommen. Um den „ermüdeten" Truppen Rast zu gönnen, gewährte er den Mordbrennern 24 Stunden Zeit, welche diese benutzten, um womöglich ganz Paris in die Luft zu sprengen, was ihnen auch gelungen wäre, wenn diese ihre Brandstiftung mit mehr System angelegt und ausgeführt hätten.

Es giebt kein Wenn und Aber in der Geschichte, sonst ständen Sodom und Gomorrha, Ninive und Babylon noch auf ihrem alten Fleck.

In Ferrières, in des reichen Mannes Schloß und Park, hielt das große Hauptquartier seine Villegiatur. Der letzte „Jude der Könige", dessen ganzer Reichthum aus Deutschland stammte, wenn er selbst auch kein Vaterland hatte, der Mann, der es bis zu seinem Tode nicht dahin hatte bringen können, ein correctes Französisch zu sprechen, hatte die Demüthigung nicht mehr erlebt, die Deutschen, seine Landsleute, in sein Schloß einziehen zu sehen, in welchem er die Blüthe der pariser Schwindelei und der napoleonischen Aristokratie zu bewirthen gewohnt

war. Bittere Armuth herrschte unter den Bewohnern von Ferrières, die uns um ein Stück trocknen Brodes anbettelten. Der Regisseur des Schlosses hatte die Frechheit, schon den kurz vorher hier durchmarschirten Commandeur des 6. Armeecorps General v. Tümpling und seinen Stab mit zähem Rindfleisch und saurem Wein zu bewirthen. Ebenso armselig war die Bewirthung des Königs von Preußen, und dennoch hatte das Haus Rothschild in Paris, das inzwischen ein ganzes Bataillon Nationalgarde auf seine Kosten erhielt, die Unverschämtheit, auszusprengen, das königliche Hauptquartier habe in Ferrières unbillige Prätensionen gemacht!

Es war still und langweilig in Ferrières, aber die Lage dieses Ortes war für das Hauptquartier geographisch eine höchst günstige. Dasselbe blieb also lange Zeit hier, ehe es sich nach Versailles verlegte, wodurch diese Stadt zwei Hauptquartiere beherbergen mußte.

Damals war's Hochsommer. Vor Versailles und zu beiden Seiten waren unsre Ingenieure und Pioniere eben emsig beschäftigt, alle die Verschönerungen in den Parks und Gärten anzulegen, welche die Herstellung der Vertheidigungslinien gegen die Ausfälle bedingten. General v. Sandrat war der „Verschönerungs-Director". Die Verhandlungen mit Jules Favre waren abgebrochen. Man hatte ihn noch einmal in Ferrières mit der Antwort auf Bismarck's Bedingungen zurück erwartet, die letzteren waren aber der pariser Regierung zu hart erschienen, denn der Bundeskanzler hatte einen Waffenstillstand nur gegen Auslieferung von Straßburg, Pfalzburg, Toul und den

Mont Valérien gewähren wollen. Jules Favre selbst hatte es ehrlich gemeint. Als er in Bonneuil zuletzt bei unseren Vorposten passirte, hatte er mit Thränen in den Augen erklärt: man müsse den Frieden unter jeder Bedingung eingehen. In der Ueberzeugung, man werde in Paris zustimmen, hatte er sogar seinen Secretär bei den preußischen Vorposten zurückgelassen. Jules Favre aber kam nicht wieder und der Secretär machte sich also auch nach Paris auf die Strümpfe.

Der ehrlichste unter allen Franzosen, welche in diesem Kriege eine Rolle spielten, war unbedingt Favre. Man mußte seine von Schmerz bewegte Miene sehen, um zu beurtheilen, was in diesem Manne vorging, seine Verzweiflung, nicht helfen zu können, da sein guter Wille sich stets an der Starrheit der pariser Regierung brach. Jules Favre, ein homme de bien, ein Friedensmann, mußte die schwierige Aufgabe übernehmen, zwischen den Vorposten hin und her zu kutschiren, stets den Kugeln seiner eignen Landsleute ausgesetzt, denn die französischen Vorposten schossen auf Alles, was ihnen zu Gesichte kam. Er selbst äußerte auch bei unseren Vorposten wiederholt seine Besorgniß vor denselben. Jedesmal wenn er nach Paris zurückkehrte, bat er um eine preußische Escorte. Der Commandeur verweigerte dieselbe natürlich, weil jedesmal auf die preußischen Parlamentäre geschossen und Favre also durch diese Begleitung noch mehr gefährdet sein werde. So mußte der arme Mann den schweren Weg über das neutrale Terrain zwischen den Vorposten jedesmal allein antreten.

Wie sehr übrigens gerade diese Stelle an der Chaussee von Bonneuil nach Paris von den französischen Kugeln bestrichen ward, zeigte eines Tages das Einschlagen einer Chassepot-Kugel in den zu ebener Erde gelegenen Speisesaal des Schlosses von Bonneuil. Die Kugel fuhr durch die Fenster herein, schlug auf den großen Tisch, auf welchem gerade ein Blatt des Kladderadatsch lag, riß das Blatt vom Tisch und schleuderte es weit in's Zimmer hinein.

Das Hauptquartier des Kronprinzen fand, als es nach dem 19. September in Versailles einrückte, natürlich eine sehr widerhaarige Bevölkerung. Die heilige Stadt Ludwig's XIV. von den Deutschen besetzt! Man kann sich vorstellen, wie den Versaillern das Herz pochte, als sie die ersten deutschen Soldaten herein marschiren sahen. Versailles ist von einer Anzahl ruhiger, aristokratischer Familien bewohnt, die den Lärm der Hauptstadt fliehen und ihren politischen Glauben hier förmlich in Spiritus gesetzt haben; enragirter Patrioten, die, wenn sie zum großen Theil auch nicht mit der napoleonischen Regierung zufrieden, doch den Eindringlingen den glühendsten Haß entgegen trugen.

Indeß sie setzten ihre Hoffnung auf den Todesmuth der Pariser und die Erhebung der Provinzen und fanden ihren Trost in der Meinung, die Deutschen seien dumm genug, sich zwischen zwei französische Armeen zu legen, von denen sie unbedingt „ecrasirt" werden müßten.

Diese Zuversicht machte die Versailler geschmeidig und die scheinbare Unthätigkeit der Deutschen, die Ueberzeugung

„sie hätten keine Kanonen,“ könnten also Paris gar nicht beschießen, gab ihnen immer neue Hoffnung, bis endlich auch das große Hauptquartier des Königs sich hierher legte.

Wie es schien, verblaßte der Glaube der Versailler an die Pariser langsam, je mehr der Winter vorschritt; dahingegen wuchsen die Erwartungen hinsichts der Organisation der französischen Süd- und West-Armee. Die guten Leute wurden in ihren sanguinischen Träumen hin und her geschleudert durch das Lügensystem Gambetta's, der ihnen immer wieder neuen Muth zuflüstern ließ. Bei jedem scheinbar günstigen Südwind schnellten sie wieder empor, steckten sie in ihren Zipfelmützen die Köpfe zusammen, drückten sie sich mit patriotischer Wärme die Hände. Bei jedem Ausfall der Pariser sahen sie schon die verhaßten Preußen mit Schimpf und Schande von Versailles abziehen.

Es brauchte nur während eines Ausfalles die auf dem Schloßplatz aufgestellte Corps-Artillerie abzufahren und bis zum Abend nicht wieder zu kehren, so war die ganze Artillerie von den Parisern erobert, waren die preußischen Truppen, an die 10 oder 20,000 Mann gefangen genommen. Wie oft sie auch ihre Hoffnungen getäuscht sahen, ihr Vertrauen auf die Pariser erwachte jedesmal wieder, wenn dieselben einen Ausfall gemacht hatten, um immer wieder getäuscht zu werden.

Sahen sie nun gar, daß im Hauptquartier gepackt und Alles mobil gemacht wurde, so standen die Sachen vortrefflich, so waren die Pariser schon siegreich auf der Straße von Orleans bis mindestens nach Chartres ge-

drungen und hatten sich mit der Loire=Armee vereinigt. Namentlich während des großen Ausfalls auf der östlichen Seite, bei welchem es den Parisern gelang, sich zwei Tage draußen zu erhalten, während dieser Tage sah man die Deutschen schon bis hinter die Marne zurückgeschlagen und leistete die heiligsten Schwüre, es solle keiner der schnöden Eindringlinge lebendig den französischen Boden verlassen.

Aber es war immer wieder nichts; immer wieder erschien die Corps=Artillerie nach einem zurückgeschlagen Ausfall auf dem Schloßplatz und immer wieder kehrte Alles ins alte Geleise zurück.

Noch einmal und zwar während des letzten Ausfalls am 19. Januar pochten alle versailler Herzen vor freudiger Aufregung; noch einmal hieß es an diesem neblichen Wintertage, die „Prussiens" seien Alle, und zwar genau gezählt zehntausend Mann von den Parisern gefangen genommen, die ganze Artillerie mit einbegriffen, Versailles sei also von den lästigen Feinden befreit. Die Kanonen schwiegen draußen, der Kampf war am Abend beendet. Hätten die Preußen gesiegt, warum kehrten sie nicht nach Versailles zurück? Mußte die Artillerie nicht gefangen sein, da auch sie nicht wieder auf dem Platze auffuhr?

Gloire! Gloire! Vive la France! — Da plötzlich Regiments=Musik. Die Baiern zogen auf dem Platz auf und machten Miene, auf demselben zu bivouakiren. Kaiser Wilhelm fuhr über den Platz, aus dem Kampfe kommend, und ward von den Baiern mit Jubel empfangen. In der Nacht verbreitete sich das Gerücht, der Ausfall sei

wiederum mißglückt, und am andern Vormittage standen die Kanonen wieder auf ihrer alten Stelle.

Als ich am Morgen zum Frühstück im Speisesaal meines Hotels erschien, erzählten mir die beiden alten Damen am Buffet, die bairischen Offiziere hätten die ganze Nacht hindurch im Speisesaal gelegen, und sechszehn Tonnen Bier ausgetrunken. C'était merveilleux! setzte die eine, die Hände faltend hinzu, denn nie war ihnen ein solcher Durst vorgekommen.

Einer der größten Schmerzen war den Versaillern die Proclamation des deutschen Kaisers in der Salle de glaces des Schlosses, wie rücksichtsvoll und geräuschlos dieselbe auch geschah. Während der Ceremonie wußte die Bürgerschaft kaum, was denn eigentlich vorgehe. Die Einen meinten, es sei der Geburtstag des Königs; die Anderen behaupteten, als sie die Fahnen zum Schlosse escortiren sahen, die Regimenter hätten im Kampf ihre alten Fahnen verloren und neue bekommen. Als man die Wahrheit erfuhr, hieß es: auch das mußte uns noch angethan werden!

Als die „Convention," d. h. die Kapitulation von Paris an den Ecken erschien, ward dieselbe von der niederen Bevölkerung mit Hohn aufgenommen. Die Pariser waren ihr wieder die alten „Blagueure" geworden, als welche Versailles sie früher betrachtet hatte. Selbst den größten Patrioten der Stadt waren übrigens die Preußen während der fünfmonatlichen Belagerung von Paris zur Gewohnheit geworden und die Vernünftigen sahen die Fremden mit wirklicher Besorgniß abziehen. Versailles

hatte die Schrecken des Krieges nicht kennen gelernt; es hatte nur gehofft und gezittert, aber keine Unbill erlitten. Nach dem letzten Ausfall gestanden mir meine Wirthsleute offen, sie hätten gestern nur eine Furcht gehabt, und zwar die, daß die Pariser in Versailles einziehen würden.

Wie gern werden sich während der Schreckenstage der Commune die Versailler der preußischen Garnison erinnert haben! Da gab's unter den Augen der beiden höchsten Hauptquartiere keinerlei Excesse, keinen Uebergriff gegen irgend Einen der Bevölkerung. Die Mairie leistete, wenn auch anfangs widerwillig, was von ihr begehrt wurde; der Maire selbst, der sehr gut Deutsch sprach, stand mit der Commandantur im besten Einvernehmen; der Commandant, General von Voigts-Rhetz, handelte stets mit der größten Schonung und einer imponirenden Bestimmtheit, und einen liebenswürdigeren Ablatus als den Adjutanten Herrn v. Treskow hätte sich die Mairie in der Commandantur nicht wünschen können.

Die ganze Kriegsgeschichte dürfte keinen so humanen Feind und Sieger aufzuweisen haben als die beiden Hauptquartire unter den Mauern von Paris in Versailles. Ich kenne diese Stadt, diese versteinerte Gloire Frankreichs, aus süßer Friedenszeit sehr genau. Versailles hatte nur die Garnison gewechselt. Anstatt der Garde-Zuaven und der Artillerie standen preußische Truppen hier und wenn ich etwas vermißte, so war es nur die Absynth-Atmosphäre in den Kaffeehäusern.

Zahlreiche wohlhabende Familien waren geflohen und hatten ihre Quartiere im Stich gelassen. Einzelne rekom-

mandirten dieselben durch an die Thüren geheftete Zettel der Galanterie der preußische Offiziere, obgleich sie dieselben sonst Hunnen und Vandalen titulirten. Alle diese Quartiere wurden aufs peinlichste geschont und die Besitzer werden sie im besten Zustande wieder gefunden haben. Ein Bekannter von mir, der hier eine sehr schöne Etage bewohnte und aus Paris zurückkehrte, als die Passage wieder frei war, führte mich in seine Wohnung. „Seit fünf Monaten," sagte er mir, „trete ich zum ersten Male wieder hier ein und finde sogar die Callico-Ueberzüge auf meinen Fauteuils so sauber erhalten, daß kaum eine Falte darin. In meiner Bibliothek fehlt kein Blatt; ich selbst hätte meine Wirthschaft nicht besser conserviren können und doch liegen seit fünf Monaten drei Offiziere in derselben."

In höherem Grade noch galt diese Schonung dem Schlosse von Versailles, wo bald nach der Capitulation sich übrigens auch das ganze großherzogliche Hauptquartier von Rouen kommend, einfand. Die Armee-Abtheilung war aufgelöst und Prinz Friedrich Carl hatte den Oberbefehl über die Truppen übernommen.

Die Physiognomie von Versailles veränderte sich nach der Capitulation nicht wesentlich, nur als den Parisern die Passage über die Neuilly- und Sèvres-Brücke geöffnet wurde, mengte sich ein neues Element in das Leben des Hauptquartiers. Die verhungerten Pariser kamen, um hier zu fouragiren, leere Päckchen in den Taschen, die sie mit Fleisch, Kartoffeln, Käse und Butter gefüllt, auf dem Rücken nach Hause trugen. Den Wohlhabenden und Reichen in Paris, die ihre Diener sandten, ward es zum

Sport-Vergnügen, sich die „Prussiens“ zu betrachten; elegante Damen scheuten den fußtiefen Koth nicht auf der Sèvres-Chaussee, um nach Versailles zu promeniren, und, wer hätt's glauben mögen, die Pariser kamen noch mit einer impertinenten Miene; die Männer betraten frech mit dem Hut auf dem Kopf die Speisesäle der Offiziere, die Damen rümpften verächtlich das Näschen, wenn sie den Prussiens begegneten.

Indeß, die Promenaden von Versailles wurden wenigstens lebhaft durch diesen Verkehr. Man sah wieder Toiletten in den Avenuen von St. Cloud und Paris. Die Schleier verschwanden von den Gesichtern der Damen, die während der Belagerung nach dem stolzen Grundsatz der Tuareks ihre Gesichter umhüllt getragen, weil der Feind nicht würdig, sie zu schauen, und doch waren sie häßlich genug!

Erst als das preußische Hauptquartier abgezogen war, die Nationalversammlung ihren Sitz nach Versailles verlegte und der Kampf mit Paris sich vorbereitete, sahen die Versailler ein, daß sie in ihrem Feind einen Beschützer verloren, dem sie den größten Dank für seine Humanität, seine Rücksicht schuldig waren. Der Absynth trat wieder in seine Rechte; die überall geschlagene französische Soldatesca, welche Thiers allmählich heranzog, ließ ihren Unmuth an den eigenen Landsleuten aus; einzelnen Familien, die sich so weit „vergessen“ hatten, mit den bei ihnen einquartirten preußischen Offizieren auf wirklich freundschaftlichem Fuß zu leben, wurden gemißhandelt, als Vaterlandsverräther behandelt, und doch waren diese selben

französischen Offiziere soeben erst aus Deutschland gekommen, wo sie von ihren Feinden mit so viel Schonung behandelt worden.

Indeß, was kümmerte uns jetzt, was in Versailles jetzt geschah. Fürst Bismarck war der erste, der das Hauptquartier verließ, weil seine Anwesenheit in Berlin dringend nothwendig. Der Reichskanzler reiste auf der von den würtembergischen Truppen bei der Ankunft ihres Königs so glänzend decorirten Straße durch die Ausfallsdörfer über Vincennes und Neuilly nach Lagny, wo er im Offiziers=Casino noch einen sehr gemüthlichen Kneip=Abend mitmachte. Der Kronprinz ging noch nach Rouen, Kaiser Wilhelm sollte erst nach Compiègne gehen, änderte aber seinen Willen und richtete sich wieder nach Ferrières. In wenigen Tagen folgten alle Fourgons mit dem Gepäck des Hauptquartiers und die Versailler standen in den Thüren, um dem Abzuge nachzuschauen, sich die Hände zu reiben und sich gegenseitig zuzurufen: „enfin, les voilà partis!“ Sie machten drei Kreuze hinter uns und doch, was hätten sie wenige Wochen später darum gegeben, wenn sie uns wieder hätten haben können!

Als die deutschen Armeen begannen, das occupirte Land zu verlassen, war halb Frankreich mit Kreide bemalt. Es gab in allen den Departements, in welchen die Deutschen gelegen, von Forbach bis Dieppe und von Weißenburg bis Le Mans keine Haus=, keine Stall= oder Stubenthür, auf welcher nicht unsre Truppen ihren Namen oder die Ziffern ihrer Regimenter, Bataillone, Com=

pagnien und Corporalschaften in Kreidezeichnung hinterlassen hätten.

Mit einer wahren Wuth warfen sich die Eingebornen nach dem Abzug der Truppen auf diese Thüren, um die verhaßten und ihnen unleserlichen weißen Zeichen hinweg zu waschen; aber kein Schwamm, keine Sündfluth selbst wäscht den zweiten Einmarsch der Deutschen in Frankreich und in dessen Hauptstadt von den Tafeln der Geschichte, und wenn sie, sobald der letzte deutsche Soldat den Fuß heimwärts über die Grenze gesetzt, das ganze Land durchräuchern und durchschwefeln, um die Luft Frankreichs von dem feindlichen Athem zu reinigen, es werden ganze Generationen vergehen, ehe ihnen die eigne Lunge wieder gewachsen, die schon bei Sedan den letzten Hauch that und seitdem nur durch die galvanischen Batterien Gambetta's künstlich in Thätigkeit erhalten ward.

XI.

Preußen und Baiern.

Wie sehr bei operirenden Armeen Alles wie aus einem Guß erscheint, entwickelt sich doch im Felde weit mehr als in den Friedens-Garnisonen die Individualität des Soldaten. In den Corporalschaften treten sowohl auf dem Marsch, wie im Bivouac und in den Cantonements der Charakter, die Gewohnheit, die Neigung jedes Ein-

zelnen plastischer hervor, denn es gilt, sich selbst zu helfen, sich einzurichten, die individuellen Anlagen, die Eigenthümlichkeiten zu verwenden, seien sie geistig oder körperlich, eine kleine Wirthschaft zu führen, in welcher ein Jeder sein Amt, seine Funktionen übernimmt. Der Eine kennt den Andern; er weiß, worin er ihm helfen kann, was ihm fehlt, oder wie er ihn benutzen, was er von ihm profitiren kann, und vorzugsweise ist auch die Beschäftigung, welche der Soldat im Friedensstaate gewählt, hierbei bezeichnend, weil sie seine Anlagen, seine Neigungen nach irgend einer Richtung ausgebildet hat.

In jedem Feldzuge und bei allen kriegführenden Nationen habe ich dieselbe Bemerkung gemacht: der Blick auf den Inhalt eines Tornisters war mir immer wie ein Blick in eine Familienwohnung. Trägt auch der Soldat in diesem Tornister was er reglements- und dienstmäßig darin mit sich führen muß, er wird trotz allen Revisionen doch noch immer so allerlei andre Dinge darin führen, die seinen Gewohnheiten und Instincten angenehm.

In viel höherem Grade ist es mit den Koffern der Offiziere der Fall, welche dem Sieger in die Hände fallen. Dieselben sind eine Art portative Wirthschaft (abgesehen von der des Burschen), und was in diesen Koffern neben den unentbehrlichen Uniform- und Toiletten-Gegenständen vorhanden, kennzeichnet den Charakter und die Prädilectionen des Besitzers.

Während des Krieges 1866 fielen uns eine Menge von Offizier-Koffern in die Hände, die natürlich geöffnet werden mußten. Es war immer ein ganzes Museum von

Gegenständen in denselben, die uns eine interessante Charakteristik lieferten. Der Inhalt des einen Koffers war einfach, vielleicht spartanisch nur auf das Allernothwendigste beschränkt, während andre Koffern hinsichts des Toiletten-Raffinements ebenso gut einer Dame hätten gehören können. Namentlich aber die Liebes- und Familienbriefe gaben uns, wenn wir einmal Zeit zum Lesen hatten, einen ganzen Lebensabriß des Betreffenden.

In Versailles wurden während der letzten Zeit der Belagerung einige hundert Koffer, sämmtliche dort Garnisonirenden der Garde-Artillerie gehörig, in einem Keller aufgefunden. Es kostete die Arbeit eines kurzen Wintertages, um sie alle zu öffnen, eine Arbeit, der man mit derselben Neugier zuschaute, mit welcher man der Ausgrabung gleichviel welcher verschütteten Antiken beiwohnt. Aber Himmel, welch ein Berg von oft unbegreiflichen Utensilien, Luxusdingen und Heimlichkeiten häufte sich schon um Mittag im Kasernenhofe, und doch war erst die Hälfte dieser Holzkoffer geöffnet, deren Schlösser durch Aufschlagen auf das Pflaster gesprengt wurden, um das bunteste Eingeweide auszuspeien!

Schon die Schlachtfelder von Weißenburg und Spicheren bis Sedan waren immer mit geöffneten Intendantur-Wagen, Offizier-Koffern und ausgeleerten Tornistern bedeckt. So weit das Auge das blutgetränkte, mit Leichen besäete Feld zu überschauen vermochte, waren die Todten zwischen die zerwühlten oder zerfetzten Reste ihrer Habseligkeiten gebettet. Kein Trödelladen bietet eine solche Mannichfaltigkeit in Kleidungsstücken und unzähl-

baren kleinern oder größern Gegenständen der Toilette wie ein Schlachtfeld.

Oft während meiner melancholischen Promenaden über dasselbe bin ich wohl neben einer Leiche niedergekniet, deren Gesicht mich anzog, betrachtete ich die von den Soldaten schon geöffnete Hinterlassenschaft des Todten, nahm ich die zerstreut umher liegenden Papiere, meist Briefe von der Mutter, der Braut, der Schwester, um einen Blick in dieselben und dann einen andren auf das starre Antlitz dessen zu werfen, der all die Untreue, deren die Geliebte ihn beschuldigte, oder alle ihre Schwüre der Liebe und Treue, alle ihre Sehnsucht oder alle die zärtlichen Vorwürfe der Mutter hinter sich gelassen. Da lag wohl ein verwelktes Sträußchen in einem der Briefe, eine Marguerite, ein Röschen, eine Orangenblüthe als Sinnbild baldiger Vereinigung, und da lagen dicht daneben in dem andern Papier — pfui Teufel! die zotigsten Bilder, vielleicht sogar in den kleinen Gebetbüchern dicht neben dem Bilde des gekreuzigten Heiland! Hätte die Geliebte, die Braut gewußt, an welch eine gemeine Seele sie ihre Zärtlichkeit verschwendete. Hätte ich, der ich das interessante Gesicht des Todten mit so viel Theilnahme betrachtete, wissen können, was für eine schmutzige Seele er gewesen!

Charakteristischer als alle Briefe und Papiere waren die heimlichen Toilettendinge, die von der Lebensart des Todten das beredetste Zeugniß ablegten, und soll ich offen sein, so erfuhr ich aus diesem Zeugniß, daß der Lebenswandel der großen Mehrzahl französischer Offiziere stets zwischen der Caserne und dem Lazareth hin und her balancirte.

Die Individualität jedes einzelnen Soldaten, sagte ich, macht sich im Felde in all ihren einzelnen Zügen geltend, denn es gilt ja, in Gruppen eine Wirthschaft zu führen, die wegen der Einfachheit aller Hülfsmittel oft der vereinigten Raffinerie aller Mitglieder dieser Familie bedarf. Der Eine ist ein guter Koch, während der andre jede Bouillon versalzen würde, wenn man ihm die Sorge dafür überließe. Der Dritte hat das Talent des Findens, des Aufspürens, dem auch der versteckteste Gegenstand nicht entgeht; er hat eine Spürhundsnase, die alle vergrabenen Weinfässer wittert, im düstersten Keller die im tiefsten Sande versteckten Flaschen herausfindet. Ein Vierter zeichnet sich durch Sinn für häusliche Einrichtung, als Familienmutter aus und besorgt die Streu, die Matratzen, die Ausschmückung der nackten Wände im Cantonnement, oder der Hütten im Bivouak durch aufgestöberte Lithographien, Bilderbogen, Büsten, Vorhänge u. dgl. Ein Fünfter wird ein berühmter Zimmer- und Baumeister, indem er die schönsten Holz- und Strohhütten errichtet, die Wind und Wetter trotzen, und so hat ein Jeder seinen Platz, seinen Wirkungskreis, der von Anfang bis zu seinem vielleicht frühen Ende seine unantastbare Domäne ist. Manche haben freilich gar kein Talent; sie sind die Drohnen der Corporalschaft. Andere dagegen vereinigen alle Talente für das praktische Leben und sind vielleicht noch obenein die Komiker der ganzen Compagnie, die, wenn es Zeit und Umstände gestatten, theatralische Vorstellungen im Bivouac veranstalten und auf dem ermüdendsten Marsch, wenn Allen die Laune versiegt, wenn

Schnee und Wasser durch die klaffenden Stiefel dringen, wenn der Magen knurrt oder der Dienst die letzten Kräfte erschöpft, durch ihre Witze die müden Kameraden electrisiren. Es sind dies unbezahlbare Naturen, die im Bivouac beim Unteroffizier und auch beim Lieutenant immerhin einmal über die Schnur hauen dürfen, weil ihnen niemand gram sein kann und weil sie wesentlich zur Erhaltung der Stimmung beitragen.

Kommt es doch im Bivouac niemals auf die Etiquette an. Jeder macht sich's bequem, wie er kann, jeder costümirt sich, wenn er nicht Dienst hat, nach seiner Laune. Der Hauptmann selbst findet vielleicht ein Vergnügen darin, anstatt des Helms oder der Feldmütze sich eine hohe weiße französische Schlafmütze über die Ohren zu ziehen, und er lacht gern, wenn er seine Soldaten hundert Kindereien treiben sieht, wenn der Eine mit einem französischen Generalshut am Feldkessel sitzt und die Bouillon abschäumt, der Andere mit einem zerknickten Cylinderhut auf dem Kopf seine Socken wäscht, der Dritte mit einem Frauenhut und einer Crinoline die graziösesten Tänze am Bivouacfeuer aufführt.

Wie oft bin ich in Bivouaks gewesen, die aus der Ferne einer lagernden Kunstreiterbande ähnlich sahen. Ueber dem Zelte des Majors erhob sich, auf einer Stange ein ausgestopfter Zouave oder Turco, dessen buntes Costüm weithin leuchtete; die Offiziere selbst lagerten mit weißen Zipfelmützen auf den Köpfen im Grase oder im Stroh, die Soldaten hatten sich allerlei Kleidungsstücke aus den Häusern der Pisangs und den Schlössern zusammen-

geschleppt und tanzten mit gelben Glaçéhandschuhen, Sonnenschirmen und seidenen Schleppröcken; ihre höchste Freude war aber stets, wenn sie einen Cylinderhut erwischen konnten, der in der That im Lager überall eine höchst possierliche Rolle spielen mußte, weil sich an ihm der ganze Uebermuth der Soldaten ausließ. In einem unsrer Bivouaks sah ich sogar den Spaßmacher der Compagnie eines schönen Abends im Frack mit weißen Unterhosen, Schnallschuhen, einem großen Waldhorn um den Leib, einer hohen lockigen Perrücke auf dem Kopf, einem chapeau claque unter dem Arm und einem Galanteriedegen an der Seite zwischen den lagernden Kameraden umhersteigen und dann vor das Zelt des Hauptmanns treten, wo er diesem in gebrochenem Deutsch eine höchst drollige Anrede als Besitzer des benachbarten Schlosses hielt. Später am Abend sah ich ihn mit einem Kameraden, der sich in das Costüm einer Cantinière, einer französischen Marketenderin gesteckt, eine Scene aus der Regimentstochter aufführen.

An der Loire hatten wir auch im Hauptquartier des Großherzogs unsren Komiker und Sänger, der uns so manchen heitern Abend bereitete. Es war der Dr. phil. M., ein Landwehr-Unteroffizier, der in der Intendantur beschäftigt ward und dem ich hier noch für so manche heitere Stunde selbst in mißlichen Situationen danke. Sein liederreicher Mund unterhielt uns bis in die Nacht hinein, wenn er irgend ein Piano finden konnte, das noch ein paar Saiten besaß, und wir mußten den Chor dazu brüllen. In der Ueberzeugung, daß er alle Instrumente

spiele, schenkte ich ihm eines Tages in Angerville eine Flöte, die ich in dem Schrank meines Quartier's gefunden. M. hielt es für eine musikalische Pflicht, auch dieses Instrument zu erlernen, und ward dadurch die Qual aller seiner Kameraden, unter denen eine große Empörung ausbrach, wenn er seine Anfangsstudien auf dem unglückseligen Instrumente machte, so daß er mit seinen Flötentönen schließlich kaum noch eine bleibende Stätte fand. M. wurde auch vom Großherzog in Piple Chateau zum Souper eingeladen und mußte hier wie David vor dem Könige Saul spielen. Soldatische Anlagen hatte M. vermuthlich nicht; ich werde nie den Morgen vergessen, da er auf dem Marsch sich leichtsinnig auf ein Pferd gesetzt und mit fliegendem Zügel, fliegenden Bügeln und fliegenden Haaren an uns vorüber in der Feind hinein sprengte, bis man ihn und den Gaul glücklich wieder einfing und beide wieder zur Colonne brachte.

Wie die Individualität im Kleinen und Einzelnen ihr Recht geltend machte, so war ganz besonders der Unterschied zwischen der norddeutschen und bairischen Armee ein auffallender. Aber, interessant genug, auch dieser verschmolz sich in der herzlichsten Kameradschaft, ergänzend und verschwimmend in der großen Nothwendigkeit des Zusammenwirkens.

Was Deutschland unter den Segnungen des Friedens nie zu Stande brachte, das schuf der Krieg wie etwas Natürliches, Selbstverständliches. Im Jahre 1866 hatten sich die bairischen Truppen mit der preußischen Main-Armee tapfer herumgerauft; man hätte also annehmen sollen, daß noch

so etwas von Rancüne zwischen ihnen übrig geblieben. Aber wunderbar: schon als die preußischen Truppen die Rheinpfalz betraten, war Alles ein Herz und eine Seele und während der wenigen Tage vor dem Einmarsch in Frankreich erzählten die Baiern ihren preußischen Kameraden mit der freimüthigsten Offenheit: wißt ihr wohl noch, wie wir Euch 1866 da und dort gehauen oder wie Ihr uns gehauen? Es fiel kein böses Wort, es war kein Mißverständniß, Alles war ein Herz und eine Seele. Unsre preußische Husaren, die schon vor dem Anmarsch der Armee bei Pirmasens und Bergzabern mit den bairischen Chevauxlegers die Vorpostenkette zogen, lebten im brüderlichsten Verkehr und das ganze Weidenthal entlang hörte ich damals nur mit dem größten Interesse von den preußischen Kameraden sprechen.

Es war nicht die Heeres-Organisation, die Gleichheit der militärischen Prinzipien, welche diese innige Freundschaft schufen; es war eben das deutsche Herz, das in beiden Armeen gleiche Schläge that. Die Individualität Beider war eine sehr verschiedene, Organisation und Disciplin, Lebensgewohnheit und Charakter contrastirten, und dennoch glichen sich diese Contraste aus.

In dem bairischen Soldaten steckt das vorzüglichste Material; es liegt in ihm eine nicht angeborene, aber durch das Volksleben anerzogene Rauflust und dabei ein Gleichmuth, eine Ruhe, eine Ausdauer, die sich durch nichts erschüttern läßt. Es ist nicht zu verkennen, daß die bei weitem größere Gewohnheit des Biergenusses in diesen Soldaten ein Phlegma hinein flößt, das sich auch

äußerlich in der Armee bemerkbar macht; der Feldzug hat uns auch gezeigt, daß in der bairischen Armee jene straffe unnachsichtliche Disciplin der norddeutschen Truppen noch nicht ganz ausgebildet war, daß der Offizier oft fünf gerade sein ließ und der bairische Soldat in der geschlossenen Colonne mehr Spielraum hatte als er unseren norddeutschen Truppen gewährt wird, wie dies auf dem Marsch am besten zu beobachten war. Aber eben deßhalb stach die Individualität der Baiern um so origineller hervor.

Die militärischen Beziehungen ganz bei Seite lassend, spreche ich hier nur von dem Volkscharakter Norddeutschlands und Baierns. Da in Preußen die bürgerliche Carrière jedes Staatsangehörigen schon ein halbes Jahrhundert hindurch unzertrennlich von der militärischen Dienstpflicht, sah sich bei uns schon seit lange jeder Knabe als Soldat von dem Moment ab, wo er überhaupt zu denken lernte, und hatte er die Soldatenjahre hinter sich, so blieb er es wenigstens geistig bis an sein Lebensende.

Preußens ganzes Aufstreben konnte nur mit Hülfe peinlicher Oeconomie geschehen. Die ganze Verwaltungsmaschine war eine so strenge und unerbittliche, daß sie nothwendig auf die Entwickelung des Volkscharakters Einfluß üben mußte. Gerade so öconomisch wie der Staat, lebt auch der bei weitem größere Theil der Bevölkerung. Preußen war arm, und ist es heute noch trotz all der Milliarden, die unsre preußischen Steuern nicht verringern werden. Wenn Bismarck fünf Milliarden in den Staatsschatz schüttet, so kriegen wir Preußen nicht einen Batzen davon. Wir gießen dafür Kanonen, zahlen die

Pensionen an die Invaliden und legen den Rest auf die hohe Kante. Im preußischen Volke lebt man nicht im Ueberfluß und Jeder muß vom Morgen bis Abend schaffen, um sein täglich Brod zu verdienen.

Ganz so straff und pflichtbewußt gehts in Preußens Armee her. Wer einmal in der bunten Jacke steckt, muß pariren und selbst der Oberst muß vor dem Feinde von seinem General Worte einstecken, die oft wohl hart genug klingen, aber im Interesse des Dienstes geschehen. Vom Oberst bis zum letzten Rekruten des Regiments hinab giebts keine Abweichen von der schnurgeraden Linie der Disciplin, denn was nutzt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist. Und dennoch schafft diese unerbittliche Disciplin keine Maschinen, weil der Volksunterricht der Art geregelt, daß im ganzen Staate kaum ein Tagelöhnersohn, der nicht lesen und schreiben könnte; weil die Armee alle Elemente der Gesellschaft, von der untersten Volksschicht bis zur höchsten, umfaßt und der Dienst Alle mit gleicher Strenge behandelt.

Generationen mußten natürlich vergehen, ehe einem Volke der militärische Spiritus so in Saft und Blut dringen konnte wie dem preußischen, und so werden denn auch noch manche Altersklassen in Baiern die Muskete tragen müssen, ehe auch sie dahin kommen. Besser wär's freilich, die Welt lebte so in Ruhe und Frieden, daß dies nicht nothwendig; aber es ist einmal so, und so ist's denn immer der Feldwebel, der uns aus dem süßesten Friedensdusel zur Fahne ruft, ist es der Unteroffizier, der uns unsre süße Faullenzerei der Flegeljahre mit der Instructions-

stunde vergessen macht. Und wem einmal diese Instruction im Gedächtniß haften geblieben, der kann wirklicher Geheimrath und Excellenz werden und bis an seines Lebens Ende wird ihm unvergeßlich bleiben, was der Soldat zu thun hat, wenn er am Morgen aufsteht: daß er schon am Abend sein Lederzeug geputzt haben muß.

Militärische Nationen werden erzogen; aber die Höhe, welche heute der Erfindungsgeist hinsichts der Waffen erreicht, und die bisherigen Resultate der Strategie gebieten auch die gleichzeitige geistige Erziehung der Nation. Frankreich ging in diesem blutigsten aller Kriege verloren, weil es geistig vollständig verwahrlost ward und in unnatürlichen Ausschweifungen physisch herabkam. Frankreich glaubte, in seinen Kämpfen mit wilden Völkerschaften, mit den Arabern und Chinesen eine hinreichende Kriegsschule zu haben, die seine Soldaten in genügender Waffenübung erhalte und in seinen Generalen das strategische Genie ausbilde. Frankreich führte vierzig Jahre lang mit kurzen Unterbrechungen Krieg und schrieb einen wohlfeilen Sieg nach dem andern auf seine Fahnen. Inzwischen lernte und studirte das stille, fleißige Preußen. Trotz aller Opposition der Liberalen ward die Armee-Reorganisation durchgesetzt. Die Zündnadel bestand ihre Probe im Jahre 1864 und mit ihr zugleich die Armee im Schleswig-Holsteinischen Kriege. Der preußische Adler hatte in jenem kleinem Feldzuge seine Fänge geschärft und seinen Gegner erkannt. Im Jahre 1866 ward Preußen arrondirt und im Jahre 1871 das deutsche Reich reconstruirt. Beides war angesichts aller unsrer Nachbarn, die ein gemeinsames

Interesse hatten, die Einigung Deutschlands zu verhüten, nur durch die überraschenden Waffenthaten der deutschen Armeen, durch die glänzende Führung der deutschen Generale, mit einem Worte: durch die enorme Ueberlegenheit unsrer Waffen möglich. Und jetzt wird Deutschland hoffentlich doppelt stark sein, sobald auch äußerlich und in den Waffen die sämmtlichen deutschen Truppen ein Guß sein werden.

Doch zu was politisiren. Ich wollte von der Individualität des Soldaten reden, und zwar von der des bairischen, die trotz Alledem und Alledem mit der des norddeutschen sich über alle Erwartung gut vertrug.

Was in dem Charakter der bairischen Soldaten ganz besonders hervorstach, waren zwei sonst widerstrebende Eigenschaften: nehmen und geben. Schon an einer anderen Stelle nannte ich die bairischen Soldaten die wahren Kriegsphilosophen. Sie hatten das Bedürfniß nach guter Verpflegung und das Talent, dasselbe zu befriedigen, wo ihre Intendantur sie im Stiche lassen mußte. Kein Soldat sämmtlicher deutscher Stämme zeigte so viel Ruhe und Gleichmuth, wenn es galt, auf Requisition auszugehen, keiner logirte sich mit einer solchen Gemächlichkeit und Lautlosigkeit wie der bairische. Was er vorfand, das gehörte ihm und zeigte sich ein eingeborener Besitzer, so war man schnell mit ihm fertig, ohne viel Worte zu machen. Der bairische Soldat verstand die Verwünschungen eines Bauern oder Pächters gewöhnlich nicht, wenn er ihm seine Kuh aus dem Stalle ziehen mußte, und ließ ihn ruhig schimpfen; ward er aber lästig, so ward er, wieder ohne ein Wort zu verlieren, durchgeprügelt und

nach Hause geschickt. Das ging Alles mit einer Stille und Gemächlichkeit, die oft bewundernswerth war. Fand der bairische Soldat ein Haus, in das er sich quartieren sollte, von den Eingebornen besetzt, so gab er ihnen mit der Hand ein Zeichen hinaus zu gehen, und hoben sie ein Gezeter an, so flogen sie hinaus, ohne daß wiederum darüber Worte verloren wurden.

Wo man einer bairischen Colonne begegnete, war sie von einer Hammelheerde gefolgt; wo man eine solche Heerde die Colonnenstraße hinab treiben sah, waren meist bairische Soldaten die Hirten, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch die anderen Truppen dasselbe thaten. Wo eine bairische Truppen-Abtheilung in einem Dorfe lag, war dem letzten Hahn, und wäre er auf den Kirchthurm geflogen, der Hals umgedreht, und wo eine bairische Abtheilung eben abgezogen, war keine Brodkruste mehr zu finden.

Kriegsphilosophen! Wer nicht finden konnte, wenn die Proviant-Colonnen Tage, ja Wochen lang bei dem schnellen Vormarsch zurückblieben, der mußte verhungern, und gefunden mußte werden in den oft unwirthbaren, gänzlich verödeten Gegenden, sollte man auch meilenweit umherstreifen — was denn auch oft genug geschah, um nach achttägigem Suchen einen einzigen magern Hammel in's Cantonnement zu bringen.

Ebenso verstanden es die Baiern an der Loire sich mit Allem zu costumiren, was sie gegen die Kälte schützen konnte. Die weißen, schwarz und roth gestreiften, nach Weiberart zugeschnittenen Bauernmäntel des Loiret, die

Capoten der Zouaven, Shawls, Plaids, Bett- und Pferdedecken, Alles mußte gegen die Kälte dienen, und sah man einen Trupp dem Regiment nachziehender Baiern des Weges kommen, so mochte man sie für eine Maskerade halten.

Aber das Alles kleidete sie, das Alles paßte so ganz zu ihrem ruhigen, phlegmatischen Wesen. Ein bairischer Soldat, so vermummt, die weiße, französische Schlafmütze unter dem Helm tief über die Ohren gezogen, daß kaum die Augen herausschauten, so daß man sich bei seinem Anblick des Lachens nicht enthalten konnte, schaute uns so ehrlich und treuherzig an, als sei sein Costum so reglementsmäßig wie auf dem Paradeplatz.

Fand man in der letzten Hälfte der Campagne schon an dem Costüm jedes Soldaten die seltsamsten Nothbebehelfe, so war dies in noch höherem Grade bei dem Baiern der Fall. Jeder Waffenrock, jeder Mantel des deutschen Soldaten hatte allmälig Knöpfe von allen Mustern, mit allen Stempeln; denn wo ein Knopf fehlte, ward dem Todten der seinige abgeschnitten und angenäht; oder man behalf sich mit den Bauernknöpfen, die man in den Häusern der Dörfer fand. Und war am Tuch etwas defect geworden, so ward von der Uniform des ersten besten Todten ein Stück abgeschnitten oder es ward in den Quartieren ein Flicken gefunden, der seine Dienste thun mußte.

Kein besserer Soldat als der, welcher sich zu helfen weiß, und das verstanden die Baiern meisterhaft. Sie hatten immer, aber sie gaben auch gern. Begegnete

eine preußische Truppe einer bairischen, die eben Rast machte und aus dem Sack speiste, und blickte die erstere verlangend auf die gefüllten Brodbeutel der bairischen Kameraden, so theilten diese mit ihnen bereitwillig. Lagen die Baiern in einem Dorfe, das sie gänzlich ausfouragirt, und rückten Preußen in dasselbe, so kamen die ersteren ihnen gern entgegen: „Schaun's, her Kamerad, wir haben zwar auch nit viel, aber es wird schon genug sein für uns Beide!" Und das geschah immer mit einer Treuherzigkeit, die oft rührend war. Traf es sich einmal, daß Baiern und Preußen zugleich in einem Dorfe fouragirten, so ließen die ersteren den Norddeutschen gern den Löwenantheil, oder sie zogen ab, um im nächsten Dorfe zu fouragiren.

Unerbittlich und deßhalb oft wohl hart gegen den Feind, waren die Baiern in dieser Campagne die uneigennützigsten Kameraden. Wo die eingeborne Bevölkerung die Blauröcke mit dem gothischen L. am Helm sah, (das sie lange nicht lesen konnte und deßhalb endlich für ein umgekehrtes Trinkhorn hielt), da bemächtigte sich ihrer die größte Angst, denn die Gründlichkeit, mit welcher die Baiern ihr Kriegshandwerk übten, hatte ihnen bekanntlich schon den Namen „diables bleus" verschafft. In dem brennenden Bazailles sah ich u. A. einen Baiern mit einem großen goldschimmernden Gegenstand unter dem Arm aus einem der in Flammen stehenden Häusern treten. „Was haben Sie denn da?" fragte ich, eine Bronce-Venus unter seinem Arm erkennend. „A Uhr!" antwortete der Soldat. „Aber wohin denn damit?" „In's

Bivouak! Man muß doch halt wissen, wie's an der Zeit ist!" Gescheidter als er war der hinter ihm heraustretende Kamerad, der sich zwei Schinken über jede Schulter gehängt hatte und schmunzelnd in jeder Hand eine große in Staniol gehüllte Wurst hielt.

Was den Baiern fehlte, war das gewohnte Bier, eine Entbehrung die wohl zu Anfang manche Krankheit verursacht haben mag. Aber sie wußten es bald durch den Rothwein zu ersetzen, und was sie in diesem geleistet, das vermochte nur der Durst der Norddeutschen ihnen gleich zu thun, ein Durst, der während dieses Feldzuges einen ganzen Ocean verschlungen, ohne daß wir einen betrunkenen Soldaten auf demselben laviren gesehen hätten.

Dabei war's stets lustig und gemüthlich in den bairischen Cantonnements. Unter den Offizieren herrschte die größte Geselligkeit, unter den Mannschaften ein gutmüthiger, behäbiger Humor. Aus den Bauern- und Wirthshäusern schallte jeden Abend Stimmgewirr und Jubel, denn sie saßen zusammen und Einer von ihnen stand auf dem Tisch und las aus einer bairischen Zeitung die Nachrichten der Heimath vor, oder sie sangen ihre Schnaderhüpfel, die sie an ihre heimischen Berge und mich an die Zeit erinnerte, da der selige und unglückliche Graf Guilai sich in sein Hauptquartier in der Lomellina Abends die steirischen Jäger kommen und ihre Vierzeiligen vorsingen ließ, die dann oft recht saftig ausfielen, aber den Anstand im Felde nicht weiter verletzen konnten.

Wie oft habe ich namentlich an der Loire des Abends stundenlang dagesessen und zugehört, wie einer nach dem

andren seine Schnaderhüpfeln vortrug bis plötzlich alarmirt wurde, die Sänger verstummten, Alles zu den Gewehren griff und ich mit in die Nacht hinein marschirte, vor mich hin summend

„Je höher die Alm,
Desto stärker der Wind,
Und je schöner das Madel,
Desto klaner die Sünd'."

Wie so mancher der munteren Bursche mochte, wenn sie so um den Tisch saßen und sich in die Erinnerung an die Heimath hinein sangen, an sein Madel daheim gedacht haben, denn hier gab's ja nur alte runzelige Weiber, und daß überhaupt ein schönes Geschlecht in der Welt existire, war uns längst zu einem sehr unwahrscheinlichen Märchen geworden.

Die Waffenbrüderschaft der Nord- und Süddeutschen ist, wie gesagt, ein felsenfestes Fundament, auf dem „das stattliche Haus" der deutschen Einheit besser steht als auf all' den langweiligen Kammerreden. Hieß es doch so oft während des Feldzuges in den bairischen Truppen, wenn die Zeitungen uns von diplomatischen Nergeleien zwischen Preußen und Baiern erzählten, hieß es doch da so oft: „Laßt uns nur nach Hause kommen, wir, die bairische Armee, wir werden unsren Landsleuten schon die Köpfe zurecht setzen, und was die Schwarzröcke bei uns auch noch für Hader stiften mögen, wir, die blauen, werden daheim erzählen, was uns die Preußen gewesen, von denen uns nichts mehr trennen soll!"

Ich gestehe, daß ich selbst, während wir an der Loire

durch Schnee und Regen wateten, den bairischen Offizieren zuweilen meine Besorgniß über die unfruchtbaren Verhandlungen äußerte, aber bald darauf war's ja der König von Baiern selbst, der die Kaiserkrone für das Haus Hohenzollern beantragte, und nach Beendigung des Krieges erhielt ich in Deutschland frohlockende Briefe von jenen Offizieren, die mir aus der Ferne noch zuriefen: Kleingläubiger, wir hatten doch Recht, als wir auf das deutsche Herz unsres Königs und unsrer Brüder vertrauten!

XII.

Die Petroleusen.

Mag uns Darwin erzählen, der Mensch stamme von einer Kaulquappe, oder Herr Vogt uns überzeugen, unsere Großväter seien Affen gewesen, die letzten Pariser Vorgänge lehren uns die Wahrheit des alten Sprichworts: Es gibt kein größeres Scheusal als der Mensch — es sein kann.

Nichts ist also erklärlicher, als daß eine Bevölkerung, die längst alle sittlichen Grundsätze vergessen, dieselben sogar öffentlich verhöhnt oder die ganze Moral als Spießbürgerei verlacht; daß eine Bevölkerung wie die Pariser

sobald ihr die Zuchtruthe fehlt und das Unglück über sie herein bricht, sich den blutigsten, den ekelhaftesten, die ganze Menschheit brandmarkenden Ausschweifungen überließ.

Ohne sittlichen Halt, ohne die heiligen Bande des Familienlebens, ja ohne wahrhafte Vaterlandsliebe, mußte die Pariser Gesellschaft, als die Tage der schwersten Prüfung kamen, das Opfer einer elenden Bande werden, welche sich die Autorität anmaßte, das Ruder ergriff und die ganze Gesellschaft in den Abgrund hinein steuerte. Die Pariser Bürgerschaft, die ihr Hab und Gut, ihr Leben von dieser Bande bedroht sah, nachdem sie alle Schrecken der Belagerung durchgemacht, besaß nicht so viel, oder besser: besaß nicht einmal so wenig Muth, die gewissenlosen Schurken im Stadthause davon zu jagen. Und draußen in Versailles besaßen Herr Thiers mit seiner Nationalversammlung, Mac Mahon mit seiner Armee nicht so viel Courage, bei Zeiten einzuschreiten, um die Stadt vor dem Aeußersten, vor Mord, Brand und Plünderung zu schützen! Ein einziger schneller Entschluß, den Communisten, die sich während des Einzuges der Deutschen auf dem Montmartre verschanzt hatten, die Kanonen mit Gewalt zu nehmen (wozu nur einige tausend Mann gehörten), dieser einzige schnelle Entschluß würde Paris vor der Proclamation der Commune gerettet haben. Aber Niemand hatte den Muth dazu. Einer war so feig wie der Andere, und die Feigheit des gemeinsten Lumpen war es ja auch hier nur, die immer Courage genug besitzt, die ärgsten Brutalitäten und Unmenschlichkeiten zu begehen. Jede Memme ist ein Held, wenn es gilt, zu

sengen und zu plündern, die Brandfackeln in des Nachbarn Haus zu werfen; jeder Hungerleider wird das Großartigste leisten, wenn es gilt, Den zu ruiniren, der zu seinem Aerger noch etwas besitzt. Thiers hätte bedenken sollen, mit wem er zu thun hatte; daß diese Schwefelbande zu Allem im Stande sei und daß sie ihre Drohung ausführen werde, sobald ihre Stunde geschlagen. Daß sie ihre Absicht, ganz Paris in Brand und Blut untergehen zu lassen, nicht in vollem Umfange ausführen konnte, ist das Werk günstiger Umstände oder Zufälle, denn selbst Mac Mahon hat die Einnahme von Paris so ungeschickt organisirt und ausgeführt, daß die glänzendsten und unersetzbaren Kunstschätze der Stadt ihre Erhaltung großentheils nur dem Glück, dem Zufall danken.

Den Ehrenpreis in dieser ganzen furchtbaren Katastrophe hat nun leider das Frauengeschlecht davon getragen, und dies mußte so sein als eine Folge der ganzen Rolle und Stellung des Weibes in der Pariser Gesellschaft.

Während der tollen politischen Komödie, welche die Commune im Stadthause aufführte, während des ganzen wahnsinnigen Treibens, das in Paris alle die elendsten Instincte und Leidenschaften aufgerührt, hatte das leichtsinnige Naturell der Pariserin sich bis zur schamlosesten, öffentlichen Unzucht entfesselt. Die Behörden, obgleich sehr vorurtheilsfrei in dieser Beziehung, hatten früher wenigstens den äußeren Anstand zu wahren gewußt. Schon vor Beginn der ersten Belagerung war aber die provisorische Regierung gezwungen, Tausende von jungen Wei-

dern aus Paris zu verbannen, deren Verbleiben ihr gefährlich erschien. Eine Stadt wie Paris ganz von diesem Unkraut zu befreien, war unmöglich; diese Deportation war sogar kaum fühlbar, und während der Belagerung waren die Boulevards, namentlich die offenen Kaffeehäuser, der Schauplatz der größten Unsittlichkeiten.

Gewiß liegt viel Wahres in dem Lobliede, das Sarcey und Andere der Opferfreudigkeit der Pariser Frauen während der Belagerungsnoth gesungen; Manche zeigten einen Patriotismus, eine Entsagung, einen Heldenmuth, der alle Bewunderung verdiente. Stunden-, ja tagelang standen die Hausfrauen in Kälte und Schnee vor den Bäcker- und Fleischerläden, geduldig wartend bis an sie die Reihe zum Empfang der dürftigen Ration an Brot oder Fleisch kommen werde. Zu Tausenden trugen sie die kärglichen Speisen ihren Männern hinaus auf die Wälle und klagten nicht, wenn das Kind in der Wiege vor ihren Augen erstarrte. Viele sogar feuerten ihre Männer an, sprachen ihnen neuen Muth ein, wenn der schwere Dienst auf den Wällen sie erschlaffte und Hoffnungslosigkeit oder Verzweiflung sich mit den Nahrungssorgen, mit Krankheiten und allem Elend vereinigten. Gewiß, ich wiederhole es, den Frauen gehört ein schönes Blatt in der Belagerungsgeschichte von Paris, ja ich bestätige ausdrücklich, daß ich in Frankreich oft die Frau des Hauses muthig und entschlossen am Platze fand, während der Mann, aus Furcht von den Preußen in die Armee gesteckt zu werden, davon gegangen war. Schon in meinem Tagebuch vom Kriegsschauplatz erzählte ich, wie ich zu einer dieser Frauen

sagte: „En France, les femmes ont beaucoup plus de coeur que les hommes," und wie sie mir mit ruhigem Bewußtsein, ihrem davon laufenden Manne nachblickend, antwortete: „Oui, Monsieur, vouz avez raison!"

Das ganze eheliche Leben in Frankreich giebt der Frau schon eine andere Stellung als bei uns. Sie ist dort ebenso viel Geschäftsmann wie ihr Gatte, oft vielleicht noch mehr als er, und sie ist dies im guten und im schlimmen Sinne. In dem weiblichen Geschlechte des Südens und Westens liegt auch mehr natürliche Selbständigkeit, mehr Bewußtsein als in dem des Nordens; schon die rauhere Stimme der Frauen in westlichen und südlichen Strichen deutet dies an, und was den Frauen vor Allem diese Selbständigkeit unerläßlich macht, das ist durchgehends die Charakterlosigkeit der Männer. Viel seltener als bei uns wird man in Frankreich bei der Frau eine wirkliche, tief gefühlte Achtung für ihren Gatten finden, jene sich unterordnende Bereitwilligkeit, sein Urtheil, seinen Beschluß über den ihrigen zu stellen. Die französischen Frauen sehen so viel Charakterschwäche in dem männlichen Geschlechte, daß sie gewöhnlich den eigenen Gatten zu Allem fähig halten, selbst wenn er der beste der Männer ist.

Während der ersten Pariser Belagerung wäre es in vielen Fällen besser gewesen, die Frau hätte das Gewehr auf die Schulter genommen, um auf die Wälle hinaus zu marschiren, und der Mann wäre zu Hause geblieben. Mit Zuversicht wäre dann aber anzunehmen gewesen, daß der Mann nicht zu Hause geblieben, sondern ins Kaffee-

haus gegangen wäre. Ich bin überzeugt, ein Amazonenheer auf den Wällen von Paris würde diese besser bewacht und vertheidigt haben, als die Nationalgarden und die Moblots, die unter Anderm bei dem letzten Ausfall bataillonsweise ihre Tornister und Gewehre abwarfen und hinter die Enceinte zurück liefen.

Waren nun die pariser Frauen während der Schrecken der Belagerung großentheils von der Wichtigkeit ihrer patriotischen Pflichten überzeugt und bewundernswerth in ihrer Ausdauer, so waren sie der Schrecken der Stadt während der zweiten Belagerung und namentlich während der furchtbaren Pfingst-Katastrophe. Sie, die Alles zusammen hielten, so lange es galt, dem äußeren Feinde zu trotzen, arteten zum Theil in Furien aus, als Alles aus Rand und Band ging, oder richtiger gesagt: alle die schlechten Elemente innerhalb des weiblichen Geschlechts in Paris, die sich durch die Opferfreudigkeit der Besseren und Edleren hatten imponiren lassen, begriffen sofort ihre Rolle, als Paris sich in eine Hölle verwandelte. Tausende von Weibern, die nach einer abenteuerlichen Jugend sich um alle Hoffnungen betrogen sahen, von einer glänzenden Existenz in Dürftigkeit herabgesunken, mit dem Schicksal grollten und nur darin ihren Trost fanden, daß es fast allen ihren leichtsinnigen Schwestern ebenso ergangen; Tausende von abenteuerlichen weiblichen Existenzen sahen in dem Chaos, das über Paris hereingebrochen war, eine herrliche Gelegenheit zur Ausschweifung nach jeder Richtung, zur Sättigung ihrer Habsucht, zur Abrechnung mit dem Schicksal. Sie klammerten sich

an die Männer, die seit lange schon den Soldaten spielend, die Arbeit und jede ernste Beschäftigung scheuen gelernt hatten. An die Stelle des Familienlebens trat die Orgie. Der Kamin, der den ganzen Winter hindurch keine Flamme gesehen, der Herd, der pot au feu, der längst vergessen worden, existirte nicht mehr; es gab nichts Heiliges mehr, und wo es noch sich erhalten, mußte es unter die Füße getreten werden. Selbst ein nicht unbedeutender Theil der Handwerker- und Arbeiterfrauen, die ihre Männer kaum noch zu Hause sahen, also auf sich selbst angewiesen waren, während der Mann mit dem Bajonnet Politik trieb, auf harmlose Bürger schoß oder vor dem Stadthause demonstrirte, — selbst diese unglücklichen Weiber sahen sich genöthigt, ihre Nahrung auf der Straße, beim Zufall zu suchen. Gleichgülig um ihre Kinder, um ihre Häuslichkeit, suchten sie wol anfangs den Gatten, fanden sie ihn vielleicht in dem wildesten Strudel der Sittenlosigkeit, der Alle mit fortgerissen, und so ließen auch sie sich treiben und hängten sich an Denjenigen, der ihnen wenigstens die nothdürftigste Nahrung gewähren konnte. In ganzen Arbeiterquartieren gab es keine Familie mehr; Alles lag auf den Straßen, in den Kneipen; Tag und Nacht wurden die Orgien nicht unterbrochen; der persönlichen Rachsucht, dem Mißtrauen, dem Verdacht waren Thür und Thor geöffnet. Die schnödesten Laster waren entfesselt, wo Niemand befahl Niemand gehorchte, und so mußte natürlich auch das weibliche Geschlecht wirksam mit eingreifen, als die Brandfackel in alle Häuser geschleudert ward und Mord und Plünderung begann.

Jedenfalls ist es eine interessante Studie, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, alle die Elemente der weiblichen Gesellschaft zu schildern, welche in der Pariser Katastrophe ihre Rolle spielten.

Wie schön klingen doch Diderot's poetische Worte: „Wer von den Frauen schreiben will, tauche seine Feder in den Regenbogen und werfe den Staub des Schmetterlings auf seine Zeilen.“ In's rothe, kochende Blut müßte ich die meinige tauchen, wollt' ich ganz der Wahrheit, der fürchterlichen Wirklichkeit gemäß erzählen, wie weit das Weib in Paris entarten konnte durch die unverantwortlichste Erziehung, und zu welchen Scheußlichkeiten das Meisterstück der Schöpfung sich während der letzten Katastrophe hinreißen ließ.

Ich habe schon einmal die Frauen an einem großartigen politischen, freilich unblutigen Schauspiel sich betheiligen gesehen. Es war das in Neapel, an dem Tage, an welchem Garibaldi einzog, oder vielmehr schon in der Nacht vorher, als der König von Neapel sich mit seiner Familie auf einem kleinen Dampfer nach Gaëta einschiffte, und in der Nacht, welche diesem Einzuge folgte.

Die Neapolitanerin ist im Allgemeinen häßlich, wenigstens nicht schön, und Neapel heißt deshalb die Hölle der Männer und der — Esel. Die Neapolitanerin hat den Charakter aller Süd-Italiener, ist heftig, excentrisch, und wenn sie ihre rauhe, heisere Stimme auf der Straße erhebt, gleicht das oft dem Geschrei der Esel. Feig, wie der Neapolitaner in der Regel ist, hatte diese Stadt dem Dictator wenig oder gar keine Freiwilligen gestellt, desto

enthusiastischer — rasender ist der betreffende Ausdruck — empfing man ihn in seinen Mauern. Die Weiber erschienen mit tricoloren Schärpen, blanke Schwerter in den Händen, und ließen sich bei Fackelbeleuchtung auf den Schultern der Lazzari durch die Straßen tragen, die Schwerter schwenkend, ihr heiseres Geschrei ausstoßend und obscöne Attutiden annehmend. Die Weiber waren wie von der Tarantel gestochen, toll und wahnsinnig von „entusiasmo", und in der Nacht waren die Straßen Neapels der Schauplatz von Gemeinheiten, die zu schildern mir untersagt ist. Hätten damals die in den Forts der Stadt noch eingeschlossenen zehntausend Mann königlicher Truppen einen Ausfall zu machen gewagt, es wäre zu einem argen Blutbad unter den Weibern gekommen, wenn es den letztern nicht gelungen wäre, das Weite zu suchen. Denn eine Thatsache, die man bei jeder Gelegenheit beobachtet, ist es, daß diese excentrischen Geschöpfe vor der Gefahr stets davon laufen. Nur die Frauen aus dem Volke in Spanien besitzen die wirkliche Courage. Die Heldin von Saragossa wird jedem Fremden begreiflich, wenn er in Andalusien die Frauen im Zweikampf mit der großen Navaja, dem spitzen spanischen Einschlagmesser, begriffen sieht. Ich glaube, es kommt das von der Gewohnheit, die spanischen Stiergefechte anzusehen, welche den Frauen den Anblick des Blutes zu einem grausamen Vergnügen macht.

Mit den Pariser Frauen hat das übrigens seine ganz eigene Bewandniß. Die Neapolitanerin und Spanierin sind rohe Naturen, wild und ohne Erziehung aufgewachsen,

während in der Pariserin, die unter den verführerischen Beispielen der luxuriösesten Weltstadt aufgewachsen, nichts Natur, sondern Alles Raffinement ist. Was die Pariserin sieht, denkt, sinnt, handelt, ist die Folge einer ihr durch das leichtsinnige Leben der Weltstadt angewöhnten Berechnung, einer Speculation, die sie schon als Kind mehr als jedes Andere vor den Spiegel treibt. Es gibt hierin keinen Unterschied der Stände: das Kind des Concierge, das in der dunkeln Portierloge heranwächst, das Kind des Arbeiters, das aus den Vorstadtsquartieren auf die Boulevards kommt und die erwachsenen Schwestern in glänzenden Equipagen, in Sammt und Seide, mit Brillanten bedeckt, rouliren sieht; das Kind des reichen Mannes, das von der Mutter schon frühzeitig in die Pension geschickt wird und von den Gespielinnen dort im zartesten Alter über gewisse Geheimnisse des Lebens aufgeklärt wird — Alle speculiren sie mit ihrem unreifen Verstand und sehen sich schon in den splendidesten Toiletten. Denn die Toilette ist ihnen Alles und die Mittel dazu müssen gefunden werden.

Während der Campagne fanden wir in den zahlreichen Mädchen-Pensionaten, mit welchen Frankreich überschwemmt ist, die unzüchtigsten Bücher und Bilder; nur die Klöster oder die Wohnungen frommer Männer übertrafen darin vielleicht noch die Pensionate. Eine Pariserin des Volks ist mit zwölf Jahren vollkommen so weit erzogen, um die Usancen dieses tollsten Hauptstadtlebens mit allen seinen verborgenen Federn und Hebeln und namentlich den Werth und die Tragweite ihrer persönlichen

Vorzüge taxiren und beurtheilen zu können. Mit funfzehn Jahren ist sie, wenn sie leidlich hübsch, schon die Geliebte irgend eines arbeitsscheuen Ouvriers, eines Voyou, der sie in's Leben einführt, mit dem sie die Bälle besucht, und auf diesen letzteren macht sie die Bekanntschaft reicher junger Flaneurs, die sie auf die Boulevards und in's Bois de Boulogne verpflanzen.

Das Leben ist schön und stürmisch; aber es glänzt. Es ist wechselvoll, denn es hat wie der Ocean seine Stürme und seine Windstille, seine Ebbe und seine Flut. Die Ebbe sind Kartoffelschalen, trockenes Brod und ein kleiner Credit bei der Gemüsehändlerin; die Flut sind Champagner, Brillanten, Tausendfrancs-Billets, Theaterloge und Equipage. Schließlich wird aber aus dem großen Ocean ein todtes Meer, in welchem ihre Existenz versinkt. Die Schönheit ist dahin; sie verkauft Veilchen, sie röstet Kastanien auf der Straße, dient in irgend einer Garderobe; oder wenn sie glücklich ist hat ihr ein alter Liebhaber die Concession zum Tabacksverkauf erwirkt, der fast ausschließlich in den Händen abgedankter Maitressen ist. Vielleicht ist sie auch Cantinière bei irgend einem Regiment geworden, vielleicht Logenschließerin, vielleicht irgend etwas anderes der Art, denn selbst die bekannte Pustowoitoff, die Adjutantin des polnischen Insurrections-Generals Langiewitsch aus dem Jahre 1863, starb ja auf dem Boulevard St. Denis als arme Blumistin.

Nichts natürlicher, als daß alle diese Geschöpfe durch einen abenteuerlichen Lebenslauf eine gewisse Selbständigkeit, eine Art von Trotz dem Schicksal gegenüber er-

reichen, daß sie, im Innern verbittert durch die „mauvaise chance", bis in's späteste Alter eine Freibeuterei oder Hochstapelei treiben, immer auf der Jagd sind nach irgend einer Gelegenheit, welche ihre Existenz verbessern könnte. Die entfernt liegenden Quartiere von Paris enthalten ein großartiges Contingent von Weibern, die einst in den Logen der Großen Oper, bei den Wettrennen von Longchamps geglänzt und nach erlittenem Schiffbruch sich in irgend eine Höhle gerettet. Es ist nur wenig von der zarten Natur des Weibes in und an ihnen zurück geblieben; sie sind frecher, schamloser als der größte Lump ihrer Umgebung, und wo sie dem Luxus begegnen, erinnern sie sich, daß auch sie einst in Arkadien gewesen.

Der General Trochu hatte, ich weiß nicht, soll ich sagen, die Bornirtheit oder die Frechheit, in der Nationalversammlung zu behaupten, Paris sei untergegangen, weil es den Luxus der Engländer und die Sittenverderbniß der Italiener angenommen. Der Luxus ist den Engländern niemals verderblich geworden, denn nirgendwo ist die Familie heiliger als in England. Der Sittlichkeit der Italiener will ich keineswegs das Wort reden, aber wenn ich in Italien bis zu den Borgia's und in Frankreich bis zur Regentschaft zurückgehe, will mir's scheinen, als seien Gift und Dolch und alle die Verbrechen des Jesuitismus nicht im Stande, der Sittenlosigkeit, wie sie in Paris öffentlich von Jahr zu Jahr gestiegen und in den Familien wie Rost, Mauerschwamm und Mottenfraß um sich gegriffen, die Spitze zu bieten. Hatte man es doch in Paris bereits so weit getrieben, daß die eigenen

Provinzen vor ihrer Hauptstadt drei Kreuze machten, denn wie viele ihrer unerfahrenen Töchter hatte der Glanz der Hauptstadt schon angelockt, die dort elend verkommen mußten und nicht wieder gekehrt sind! General Trochu ist ein ebenso großer Farçeur wie alle seine Landsleute, die sich vermaßen, ihr Vaterland aus der Gefahr retten zu wollen. Paris ist an sich selbst zu Grunde gegangen, wie Sodom, und wenn ich die kurze Geschichte des Falles dieser übermüthigen, allen Lastern fröhnenden Hauptstadt überblicke, gemahnt es mich an Sodom. Sie brauchten in Paris nicht untergehen, wären sie nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, hätten sie sich selbst nicht ihrem Verderben entgegen getrieben. Die deutsche Armee schonte Paris, und während unsere Generale vor der stolzen Stadt standen, war's wie Abraham, der vor dem Herrn stehen blieb und sagte: „Willst du den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Es möchten doch vielleicht fünzig Gerechte in der Stadt sein!" — Abraham feilschte bekanntlich mit dem Herrn bis auf zehn Gerechte, um derentwillen Sodom nicht zu Grunde gehen sollte, bis der Herr dennoch Schwefel und Feuer vom Himmel regnen ließ „und kehrte die Städte um und die ganze Gegend". Zwischen Jules Favre und Abraham liegt eine gewisse historische Aehnlichkeit, aber Favre hat Paris ebenso wenig retten können, wie Abraham Sodom und Gomorrha. —

Während der kurzen Schreckensherrschaft der Communisten war der geschlechtliche Verkehr in Paris zur Bestialität ausgeartet. Alles, was fliehen konnte, war ge=

flohen; die Autorität fehle, die „Internationale“ regierten, d. h. dieselbe geheime Arbeitergesellschaft, der wir die Arbeitseinstellungen, die sogenannten „Strikes“, während der letzten Jahre in allen großen Städten verdankten. Obscure Subjekte, wie der Arbeiter Assy, den man noch heute des geheimen Einverständnisses mit Napoleon beschuldigt, entschieden über Leben und Tod; was verdächtigt wurde, das ward eingesperrt und füsilirt. In allen Mordscenen vom Montmartre bis auf den letzten Tag zeichneten sich die Weiber aus, die sogar selbst mit Hand anlegten, die unglücklichen Opfer verhöhnten, anspieen und mit eigener Hand erschlugen. Es ist Thatsache, daß an einem der letzten Tage mehrere Weiber durch den Kreis von Nationalgardisten, welche etwa funfzig Civilisten als Gefangene umringten, eindrangen, die Gefangenen aus Kannen mit Petroleum begossen und sie dann zum Jubel Aller lebendig verbrannten! Es waren junge Weiber darunter. Eine derselben hatte einen ihrer früheren Liebhaber erkannt, und ihrer Rachsucht verdankten auch die andern Opfer den qualvollsten Tod.

Nichts war erklärlicher, als daß ein großer Theil aller jener Weiber, die vom Zufall leben und in friedlichen Zeiten auf den Boulevards und auf den Bällen der Closeries des Lilas, des Château rouge, Valentino und Mabille stets ein ergiebiges Jagd-Terrain fanden, daß diese Weiber sich an die arbeitsscheuen Nationalgarden und die Männer der Commune attachirten, sich in Männerkleidung sogar in Uniformen steckten und mit ihnen das tollste Zigeunerleben führten. Auch die brotlos gewordenen

Figurantinnen der Theater fehlten natürlich nicht. Gerade sie waren es, die als Favoritinnen der Männer der Commune diesen die gestohlenen Bankbillets und Brillanten abschmeichelten. Die leichtsinnigen Söhne waren verschwunden, denen sie sonst ihren reichen Onkel verzehren halfen, also fingen sie sich die Terroristen der Commune ein und in ihre Hände wanderten enorme Summen aus den geplünderten Cassen.

So war z. B. constatirt, daß am Abend nach der Vorstellung eines kleinen Theaters drei Männer der Commune unten in dem Restaurant desselben saßen, und nachdem sie ein glänzendes Souper bestellt, sich zusammensetzten, um die Namen derjenigen aufzuschreiben, welche am nächsten Morgen als Geiseln zu verhaften, oder die Namen der Geiseln, welche am andern Morgen zu füsiliren seien. Die Bluthunde füllten damit nur eine Pause aus, denn sie erwarteten die Figurantinnen des Theaters zum Souper, die inzwischen Zeit haben mußten, sich zu entkleiden.

Bekannt ist, daß man die meisten Flüchtlinge bei ihren Maitressen versteckt fand. Man suchte sie zuerst bei diesen, und gewöhnlich waren sie so dumm gewesen, sich unter den Jupons zu verstecken. Die Behörden brauchten nur den Namen und die Wohnung der Maitresse herauszubringen, um den Flüchtigen sicher in Händen zu haben. Mancher ist wirklich in den Kleidern seiner Maitresse entkommen, die er ihr natürlich theuer bezahlen mußte; so mancher aber auch von ihr selbst denuncirt worden, weil sie sich selbst dadurch vor der Deportation zu retten

glaubte. Von Rochefort, der erst vor wenigen Jahren seine Maitresse geheirathet, ward z. B. ein Brief an seine nach der Provinz geflüchtete Maitresse (also an die zweite) aufgefangen, in welchem er diese bat, seine Ankunft zu erwarten, als die Ratten das Schiff verließen. Wenn also jetzt die ganze weibliche Bande, die man aufgehoben, erst in Neu-Caledonien ihre Wirthschaft beginnt, so kann das dort ein Neu-Paris werden. Denn so manche Cocotte, die vor dem Kriege noch in eigner Equipage im Bois de Boulogne roulirte, auf seidenem Kissen schlief und ihre hunderttausend Francs jährlich depensirte, dann aber aus Mangel an Existenzmitteln sich den Communisten und Petroleurs übergab, wird in Neu-Caledonien ihr Boudoir wieder eröffnen und mit derselben Hand ihren Unglücksgefährten streicheln, mit der sie die Tuilerien angezündet.

Die Ordre zum Anzünden von Paris war vom Stadthause gegeben, und die Ausführung ward sorgfältig vorbereitet, da Niemand an einen langen Widerstand glaubte. Diese Ausführung ward von den Communisten ganz besonders den Weibern übergeben und von denselben planlos, ohne Zusammenhang ins Werk gesetzt. Die Privatrache spielte dabei eine Hauptrolle. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude wurden mit System petrolisirt, die übrigen ließ man dem weiblichen Chor der Rache, und wie dasselbe gewüthet, das erzählen uns die Berichte aus Paris.

Zahllose Morde sind von den Frauen begangen, vielleicht sogar die raffinirtesten, scheußlichsten. Es ist leicht zu berechnen, daß mindestens fünftausend Weiber sich dem

Dienste der Commune geweiht, theilweise in Männerkleidern, und mit so satanischer Bosheit wie sie konnte kein Mann sich der entsetzlichen Aufgabe erledigen.

Aber war dies anders zu erwarten? Wer Paris in den Tagen seines Glanzes kannte, der weiß, wie tief entsittlicht das ganze weibliche Geschlecht dieser Weltstadt war, wie alle Raffinerie der Männer ihnen nicht das Wasser reichte, wie selbst das Familienleben gänzlich untergraben war und der napoleonische Hof mit der gekrönten Cocotte an der Spitze der Bevölkerung in der Sittenlosigkeit dermaßen voranging, daß einmal die Gräfin C. auf dem Hofball in dem Costüm der schönen Helena erschien.

Die Speculation, auf die schändlichste Unnatur basirt, die höchste Raffinerie im ganzen bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, Verschwendung und Ausschweifung — Alles ging von den Frauen aus, und um sie, um sie allein drehte sich Alles, denn es gab nichts so Heiliges, so Erhabenes, so Schönes, was nicht um eines Weibes willen geopfert worden wäre. Die Frauen vergeudeten die Millionen, die von den Männern in heißem Ringen, in schlaflosen Nächten durch Schwindel und Börsenkünste oder durch Verkauf ihres Gewissens errungen wurden. Ein Bankbillets von hunderttausend Francs, für das der Mann seine Ehre verkauft, ward von seiner Gattin oder von seiner Maitresse lachend zum Fenster hinaus geworfen, an der Bank verspielt, oder zum Anzünden der Cigarette verwendet; die Verschwendungssucht der Frauen war so unersättlich geworden, daß sie von den Männern durch ehrlichen Verdienst nicht mehr zu sättigen war. Die

zu stark! – übertrieben –

Thätigkeit der Geschäftsmänner, der Künstler war bereits eine fieberhafte geworden, weil es immer nur galt, die luxuriösen Bedürfnisse der Frau zu befriedigen; der Beamte war gezwungen, durch Bestechung seinen Gehalt zu erhöhen, da die amtliche Besoldung nicht ausreichte; der Kassier mußte die ihm anvertraute Kasse bestehlen, der Boursier mußte sich in die halsbrechendsten Unternehmungen stürzen, nur um die Ansprüche der Frau zu bestreiten, und nicht diese allein, auch die noch viel größeren Bedürfnisse einer Maitresse mußten erschwungen werden, denn die Ehe war für Beide, für den Mann wie für die Frau, nur der Deckmantel für ihre beiderseitigen Ab- und Ausschweifungen geworden.

In dieser Situation wurden die Franzosen, oder vielmehr die Pariser von der Prüfung überrascht, denn in den französischen Provinzen herrschte immer noch viel Solidität. So lange Paris nicht direct angegriffen wurde, täuschten sich die Pariser gegenseitig mit ihrem Maulheldenthum, und (traurig genug, aber charakteristisch für diese Bevölkerung!) Einer glaubte an den Heroismus des Andern, obgleich sie sich zur Genüge kennen mußten. Der Bürgerkrieg mußte ausbrechen, sobald die Deutschen sich zurückzogen, und dieselbe Bevölkerung, die sich so lange gegenseitig angelogen, schlachtete sich jetzt gegenseitig. Einer steckte das Haus des Andern in Brand. Die Armee, aus schmählicher Gefangenschaft nach Paris zurück gekehrt, fühlte das Bedürfniß, Heldenthaten zu verüben an den offenbar Schwächern, an ihren in den Waffen ungeübten Mitbürgern (gleichviel ob Schwefelbande oder nicht), und

so gab Paris der ganzen Welt den traurigen Beweis des oben angeführten alten Spruches, daß der Mensch das größte Scheusal ist, wenn er es sein will — und der Pariser zeigte sich als solches, denn eine Nation, die im Frieden nur in Ausschweifung und Unnatur, in moralischer Entartung aufgewachsen, kann sich nur, wenn alle ihre schlechten Instincte entfesselt werden, als Ungeheuer, als Scheusal documentiren.

Und in nothwendiger Folge war es im Bürgerkriege das Weib, das die brutalsten Instincte an den Tag legte, wie es das Weib im Frieden gewesen war, das der Moral längst den Rücken gewendet und nur in der Liderlichkeit noch Genüge gefunden hatte. Paris ist hauptsächlich von den Weibern angezündet worden; Tausende und Abertausende von Unglücklichen sind durch sie in den Flammen erstickt, unter den Trümmern begraben. Millionen sind von den Weibern gestohlen worden, wie das die Summen bewiesen, die man in den Kleidern der weiblichen Leichen oder Gefangenen fand.

Die schönste Hauptstadt der Welt ward auf die scheußlichste Weise geheimsucht, zum Theil in Asche gelegt. Glaubt man aber, daß es besser werde, nachdem es Schwefel und Feuer über die Stadt geregnet? Nimmermehr! Es wird mindestens eine Generation vergehen müssen, ehe die Pariser Bevölkerung den Weg des Guten wieder finden kann. Wo erst der Fremde gehaust, dann der Bürgerkrieg gewüthet, da wird nur der Terrorismus, die rücksichtsloseste Tyrannei, Säbelwirthschaft und Willkür vorläufig die äußere Ruhe herzustellen bemüht sein; im Innern, in den Gemüthern

der Bevölkerung wird Trauer, Groll und Rachsucht fortleben; politische Parteiung wird immer noch den innern Unfrieden erhalten, und wer soll unter so traurigen Verhältnissen dafür sorgen, dem weiblichen Geschlecht die rechte Erziehung wieder zu geben, den Schandfleck wieder zu verwischen, welchen die Frauen von Paris durch ihre Unmenschlichkeiten vor der Weltgeschichte auf sich geladen!

Vielleicht wird Mancher mir einwenden: aber es waren doch nur die Weiber der untersten Klassen, der Abschaum, die sich als Hyänen zeigten! Ich will nichts von diesem Einwand hören. Die Frauen der wohlhabenden Klassen waren allerdings großentheils mit ihren Familien geflohen, und ich sage mit Abraham: es mögen vielleicht noch zehn bis funfzig Gerechte, meinetwegen auch noch sehr viel mehr zurück geblieben sein; aber daß ebenso viel weiblicher Abschaum in Paris vorhanden war, beweist die grauenhafte Verwahrlosung dieses Geschlechtes in Paris, das seinen Untergang, seine sittliche Verderbniß namentlich der Demoralisation der Frauen verdankt.

XIII.

Bonnet und Sabot.

Die Raben krächzen nicht mehr um den Kyffhäuser, das deutsche Kaiserreich ist wieder erstanden, und wir,

die germanische Nation, machten, als wir plötzlich aus unserer politischen Lethargie aufgerüttelt wurden, die Entdeckung, daß gerade die Nation die Schlafmütze trug, welche uns um dieselbe am meisten verhöhnt hatte. Deutschland, als es nach Frankreich hinein rückte, fand, daß gerade dieses Volk, das äußerlich von Lack und Firniß troff und von Goldschaum glänzte, in allen politischen und communalen Institutionen am weitesten zurückgeblieben, daß dieses Volk, welches die ganze Welt mit Pomaden, Perrücken, mit Chignons, Parfumerien und Confiserieen überschwemmte, dessen Talent und Genie von allen Nationen mit blinder Ergebenheit anerkannt wurde, daß dieses Volk noch beim ABC elementarer Bildung zurückgeblieben, und während es in Hand- und Maschinenarbeit durch unbestreitbaren Vorrang excellirte, in seiner Erziehung hinter der des gewöhnlichsten preußischen Bauerburschen stand. Das Volk konnte nicht lesen, nicht schreiben, und die Armee war taktisch verwahrlost. Es bedurfte eines so furchtbaren Geschickes, wie es über diese Nation gekommen, um sie erst in die Schule zu schicken. Und so soll denn jetzt plötzlich die Nation Alles nachholen, was sie an Schulunterricht versäumt; ja, noch mehr, sie soll die Waffen tragen lernen und mit dem Chassepot exerciren. Thiers macht es mit Frankreich, wie Saul mit David. Er giebt ihm Kleider, setzt ihm einen ehernen Helm auf und legt ihm einen Panzer an. Frankreich aber wird wie David zu Saul sprechen: Ich kann nicht also gehen, denn ich bin es nicht gewohnt! War man doch schon einmal im Zuge, die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich

einzuführen, und wer garantirt denn, daß nicht auch diesmal der Widerspruch durchdringt, daß man die allgemeine Wehrpflicht und zugleich das Stellvertretungs-System decretirt?

Wer viel Geschrei macht, der wird wenig schaffen. So war's bisher in politischer Hinsicht mit unseren gallischen Nachbarn, die noch heute dieselben politischen Seiltänzer und Histrionen sind, wie sie es zu Zeiten des Vercingetorix gewesen. Eine Million von Deutschen hatte bei diesem Kriege Gelegenheit, das Innere Frankreichs kennen zu lernen; die Kenntniß dieses Landes ist also eine allgemeinere geworden, als sie früher durch literarische und geschäftliche Touristen sein konnte. Ein Jeder hat jetzt das Recht, nach eigenem Augenschein über die Zustände Frankreichs zu sprechen, wie der Krieg dieselben fand; es sei deßhalb erlaubt, einen Blick auf die bürgerliche Physiognomie dieses Landes zu thun.

Deutschland hatte stets ein offenes Auge für sich selbst; es sah aber mehr seine Schwächen als seine Stärke. Man verzeihe mir die Anwendung des trivialen Sprüchworts: der Stier hat seine Hörner erst kennen gelernt. Wir Alle waren der Meinung, daß die Spießbürgerei nirgendwo größer sein könne, als bei uns, und doch überzeugt uns die oberflächlichste Kenntniß der französischen Provinzen, daß dort nicht nur das Gevatterthum, die Fraubaserei bei Weitem mehr in Blüthe steht, sondern noch durch die unbegreiflichste Ignoranz unterstützt wird, welche bei uns doch durch den Schulzwang und die größere [illegible]begier der Deutschen verhindert wird.

Die größere Lebendigkeit und Elasticität der wälschen Natur unterdrückt keineswegs den Hang zur Klatscherei, sie fördert denselben. Wir sehen dies in den pariser Zeitungen, die täglich eine Sündfluth von Klatsch aus der Concierge-Loge bis zu den Salons der Aristokratie und den Tuilerieen hinauf producirten, deren die deutsche Presse nicht fähig wäre. Es wurde der letzteren einerseits das Talent dazu fehlen, andererseits bietet das deutsche Volks- und Gesellschaftsleben nicht diesen unerschöpflichen Stoff von Scandälern, welchen die Liederlichkeit des pariser Lebens wie Kehricht auf die Straße wirft und der hier von den literarischen Chiffonniers so sorgsam aufgelesen wird.

Dabei blüht der Klatsch selbst in Paris in weit größerem Maße, als in anderen Weltstädten. Die Concierge-Logen sind der Herd desselben, die Brutnester, in welchen die compères und commères die Cancans, die Scandäler der ganzen Nachbarschaft aushecken, während die Tausende und aber Tausende von invalid gewordenen Cocotten, die als Garderobieren, Logenschließerinnen oder als Verwalterinnen der cabinets d'aisance wenigstens Schutz vor dem Elend gefunden, die Verkäuferinnen in den Tabaks-Boutiken, ausrangirte Paradepferde des Bois de Boulogne, immer die geschäftigsten Zungen sind, um den Klatsch zu brodiren und an den Mann zu bringen.

Auch die Stellung der Conciergen, der Hausmeister und Hausmeisterinnen zu den Eigenthümern einer- und zu den Inwohnern andererseits macht ihnen den Klatsch zur Nothwendigkeit. Sie sind die Wächter und Spione der

ersteren und die Vertrauten oder Aufwärter der anderen, wie dies auch in Wien der Fall ist. Dahinzu kommt, daß in einem pariser Hause viel mehr Interessantes passirt als in dem einer andern großen Stadt, selbst wenn auch die freiere Sitte oder Unsitte Vieles als in der Ordnung erscheinen läßt, was bei uns schon für scandalös gilt. Alles, was sich mit dem Concierge auf gutem Fuß erhalten will, was seine Miethe nicht pünktlich bezahlen kann, setzt sich in die Hausmeisterloge und bringt Klatsch, an dem niemals Mangel, weil das Maitressenwesen eine unerschöpfliche Quelle ist.

Mit einer wirklich rührenden Uneigennützigkeit haben wir Deutschen also seit Generationen die Schlafmütze als nationales Attribut angenommen. Wir wurden gewohnt, mit derselben einen Cultus zu treiben, um unsere groß- und kleinstaatlichen Regierungen zu persiffliren nach der Anschauung jenes Gassenjungen, der da meinte, es sei seinem Vater schon Recht, warum kaufe er ihm keine Handschuhe. Unser alter Volksgötze Vetter Michel ließ sich die Haare über die Augen wachsen, lief in Holzpantoffeln umher, und der Landesherr, irgend ein Landgraf oder sonst ein größerer Rittergutsbesitzer, war so gnädig, ihn eigenhändig am Ohrläppchen zu zupfen, wenn er nicht die Mütze vor ihm zog, weil der gute Michel sich den Landesherrn nicht ohne eine Krone auf dem Kopfe denken konnte.

Alles, was unsere Demokratie durch die Revolutionen zu erreichen suchte und durch ihre parlamentarische Schwatzhaftigkeit wieder verdarb, Alles was wir in pomphaften

nationalen Schützenfesten feierten und doch nicht errangen, weil wir immer in den Sand schossen, die ganze deutsche Einigung hat jetzt Bismarck durch Napoleon's kopflose Mitwirkung verwirklicht, denn die Initiative liegt einmal nicht im deutschen Charakter. Wir hatten die Schlafmütze schon seit Jahren abgeschafft, und als wir in Frankreich einrückten, siehe, da kam sie uns überall entgegen, und so viele erwachsene männliche Einwohner ein Dorf, eine Stadt zählte, so viel Schlafmützen waren sicher vorhanden, nicht gerechnet die Vorräthe, welche wir in den Baumwollen-Magazinen fanden.

Frankreich hatte immer nur unsere deutsche Trägheit, aber nie die Schlafmütze auf seinem eignen Haupte gesehen; ja Frankreich mußte es erleben, daß die unvermeidliche Zipfelmütze, die uns überall entgegenwackelte, ein Gegenstand des Muthwillens, des Spottes für den ungebildetsten, in preußischer Uniform steckenden Bauernsohn ward, der übrigens gegen den gebildetsten französischen Bauer noch als ein Professor an Gelehrsamkeit erschien.

Ich will nicht spotten, denn die Kahlköpfigkeit ist, wenn auch kein Unglück, doch keine Zierde, ein Lebensresultat, das Jeden treffen kann. Gesundheitsrücksichten nöthigen so Manchen, sich des Nachts der Schlafmütze zu bedienen; ich spreche aber von derselben hier nur als von einer nationalen Sitte. In den größeren Städten Frankreichs, in Paris und in den Departements zieht sich so mancher Familienvater, so mancher alte Junggeselle Nachts die baumwollene Schlafmütze über's Ohr und er-

setzt damit die Perrücke. Nichts natürlicher und ehrenhafter als das, mag nun das Haar mit Ehren oder Unehren verloren gegangen sein! In Frankreich aber grassirt das bonnet de coton unter der ganzen Bevölkerung, und wo wir in ein Quartier kamen, das in Eile verlassen worden, da fanden wir eine zurückgelassene Schlafmütze; ja, es fielen deren nach und nach solche Massen in die Hände unserer Armee, daß beim Hereinbrechen des Winters fast jeder seine Schlafmütze hatte, die er sich gegen die Kälte über die Ohren ziehen konnte.

Man muß gesehen haben, welche Rolle die eroberte Schlafmütze in der französischen Campagne bei unseren Soldaten spielte, wie dieselbe gleichsam als ein Symbol des Sieges über eine geistig nicht ebenbürtige Nation betrachtet wurde. Wäre man in China eingedrungen, man würde es mit den Zöpfen so getrieben haben, wie hier mit den Schlafmützen. Dahinzu gesellte sich übrigens bald noch ein zweites Attribut, die Sabots, die französischen Holzschuhe, die, als der Winter kam, nicht minder gute Dienste leisteten und von unseren Leuten bereitwillig adoptirt wurden.

Das Bonnet und der Sabot sind die beiden unentbehrlichen Extreme, in denen sich der französische Provinzialismus bewegt. Im Süden, Westen und Norden Frankreichs sieht man in den Dörfern wie in den Städten auch die bessere Bevölkerung, die Honoratioren bei irgend feuchtem Wetter in den Sabots umhersteigen, während in den Dörfern der Bauer kaum ein anderes Schuhwerk besitzt als diese kleinen Holzkähne. Ist es nicht erklärlich,

wenn die französische Landbevölkerung, wenn sämmtliche Departements mit einer solchen Physiognomie, die doch unfehlbar der Ausdruck ihres wenigstens politisch trägen inneren Lebens ist, unter die autokratische Gewalt der Pariser, unter ein Centralisationssystem geriethen, das sie zu willenlosen Steuerzahlern machte?

Ist es auf der anderen Seite denkbar, daß Frankreich seine angemaßte Superiorität oder auch nur die berechtigte Höhe unter den civilisirten Nationen hätte behaupten können, wäre es der Commune gelungen, Paris zu zerstören, und welchen Eindruck würde jeder fremde Reisende aus den französischen Provinzen mitnehmen, wenn ihn der Bürgermeister in den Städten in Holzpantoffeln empfangen hätte?

Paris ward Frankreich vermöge der Centralisation und wird es vorläufig wieder werden müssen, denn ohne Paris gibt es kein Frankreich und Paris selbst ohne seine glänzende Toilette erscheint uns wie eine Coquette, der wir im Negligé begegnen. Nur in Einem ist Paris den Provinzen deßhalb gleich: zieht dem Pariser das Bonnet und die Sabots an und er wird uns wissenschaftlich auch nicht um eine Linie weiter vorgerückt erscheinen als der von ihm über die Achsel angesehene Provinziale, der nur seinen Dialekt spricht, während in Paris auf dem Katheder kein Professor einen lateinischen Vortrag zu halten im Stande, bei dem die Verhunzung der Vocale nicht einem deutschen Quartaner die Haare zu Berge sträubte.

Wie der Bevölkerung, so ist auch dem Militär in Frankreich die Schlafmütze ein unentbehrlicher Gegenstand.

Man begegnet ihr in den Sälen aller Casernen und selbst in den äußersten algerischen Forts der kleinen Sahara zieht sich der Fantassin seine baumwollene Mütze über die Ohren, wenn sich der Araber neben ihm in seinen Haïk wickelt.

Auch in den französischen Feldlazarethen darf die Schlafmütze natürlich nicht fehlen. Das Erste, was dem Kranken gereicht wird, ist diese Mütze. Als ich gegen Ende September in Versailles im Hotel de la Chasse auf das mir gegenüber liegende französische Militärhospital blickte, sah ich sämmtliche Fenster mit steil aufstrebenden weißen Zipfelmützen garnirt, unter denen die braunen Gesichter der Soldaten ingrimmig auf die einmarschirenden Preußen herabblickten. Und als später einmal ein französisches Feldlazareth evacuirt wurde, begegneten mir die Reconvalescenten auf dem Marsch, einen Knüttel in der Hand und die unerläßliche Schlafmütze anstatt der Käppis auf dem Kopf.

Ich bin kein Feind von Frankreich, habe im Gegentheil dieses Land stets sehr gern gehabt trotz und wegen aller seiner Schwächen; und wenn heute die pariser Presse um die Wette tagtäglich schwört: „wir hassen die Preußen über Alles in der Welt", so stört mir das die Unbefangenheit nicht, mit der ich Frankreich stets beurtheilt. Mögen meine geschwätzigen pariser Herren Collegen die Versicherung hinnehmen, daß dieser Haß Niemandem so gleichgültig, wie gerade den Preußen, und die Ansicht, daß mir dieser Haß nach so vielen Gemüthsbewegungen als eine Gefühlsverschwendung erscheint, die sie sich immer=

hin ersparen können, zumal die Oekonomie doch die erste und nothwendigste Disciplin ist, deren das an allen Kräften erschöpfte Frankreich bedarf.

Der Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich und ihr langer Aufenthalt in diesem Lande hat überhaupt der Blague der französischen Presse für lange die Spitze abgebrochen. Die Volkserziehung und der Bildungsgrad, welchen der größte Theil unserer Truppen aus dem väterlichen Hause davon trägt, machten es unsern Soldaten sehr leicht, Land und Leute zu erkennen, und da die Eindringlinge großentheils die Sprache des Landes kannten und redeten, so ist jeder einzelne Soldat zum mehr oder minder berechtigten Kritiker dieser Nation geworden. Frankreich kann ihnen keinen Sand mehr in die Augen streuen. Man hörte schon während der Campagne bei den Mannschaften Urtheile über das französische Volk, die überraschend und treffend waren, und selbst die schonendsten, wohlwollendsten Urtheile fallen bei aller Anerkennung der guten Seiten zum Nachtheile dieser Nation aus. Erklärte doch selbst jener polnische Soldat auf des Hauptmann's Frage, was er von den Franzosen halte: „Is sich das ganz dummes Nation! Red't sich nix Polnisch, nix Deutsch!"

Es ist wohl begründet, daß eine Schlafmütze den Kopf vor unzufriedenen Gedanken und Wallungen behüte, aber eben so richtig, daß sie denselben nur träge und unempfänglich macht. Die französischen Provinzen geben uns hiefür den Beweis.

Man sagte von Paris aus den Provinzen: „Wir

ziehen gegen Preußen, das den Kaiser so schwer beleidigt." — Ja wohl, ziehen wir! riefen die Provinzen, denn da Frankreich schon so viele Völker gezüchtigt, warum nicht auch den Roi de Prusse! — Großer Jubel. Die Truppen setzten sich in Marsch gegen die Grenze. Alle Lager, alle Bivouaks waren Volksfeste, die vornehmsten Damen stiegen zwischen den Turcos umher, die Regimentskapellen musicirten den ganzen Tag bis in die Nacht; man tanzte, man lag sich in den Armen. Die Provinzialen, die so glücklich waren, die stolzen Colonnen durchziehen zu sehen, waren außer sich vor Freude. Die Zipfelmütze feierte ihre gloriosesten Träume, aber wer schildert ihr Erwachen!

Es war die Schlafmütze, die leidige Schlafmütze, unter der sie sich in den französischen Provinzen so wohl befinden, wenn die Regierung nur dafür sorgt, daß Jeder sein Huhn im Topfe hat; die Schlafmütze, unter der ein durch bezahlte Zeitungen und Unterdrückung des Volksunterrichts umdüstertes Gehirn durch Generationen sich schmeicheln konnte, es wandle mit seinen schweren Holzschuhen an der Spitze der Civilisation! — Und was thut er jetzt, der Bauer, der Epicier, nachdem er in seine verwüsteten Stätten zurückgekehrt ist? Er schiebt seine Schlafmütze zurück, kraut sich hinter dem Ohr und denkt: sac à papier, es ist am Ende doch wahr, daß wir geschlagen worden sind; und der Bismarck hat uns nicht einmal eine Entschädigung dafür gezahlt, daß er uns Alles ruinirt! Aber wir werden uns rächen, denn wir haben ja noch für Waterloo und für Sadowa Revanche zu fordern!

Und in den Kaffeehäusern sitzen sie noch heute und

schwören sich gegenseitig, sie seien nur verrathen und verkauft worden und würden unfehlbar Mainz und Coblenz genommen haben, wenn sie mit einigen Hunderttausend Mann mehr nach Deutschland einmarschirt wären.

Inzwischen sitzt im lieben Deutschland der Sohn, der Gatte, der Vater wieder am häuslichen Heerd. Und sie erzählen den lauschenden Ihrigen von den Märschen und Siegen in dem stolzen, in seiner Anmaßung so tief gedemüthigten Frankreich. Und fragt die Schwester den Bruder: Was hast du mir mitgebracht? so zieht er aus seinem Tornister, aus seinem Koffer die eine Erinnerung, die fast Jeder als humoristisches Andenken an den Feldzug mitgebracht, — die weiße, langzipfliche französische Schlafmütze!

Die pariser Zeitungen, die so viel von den Kostbarkeiten erzählen, welche die deutschen Offiziere mit nach Hause geschleppt, mögen von mir im Namen derselben das Eingeständniß annehmen: Eins haben sie fast sämmtlich aus Frankreich mit sich genommen: das seltsame Panier, unter welchem das französische Volk uns Allen voraus an der Spitze der Civilisation marschirte.

([illegible] [illegible]!!)

Druck von W. Moeser in Berlin.